

Der Goloring.

Ein eisenzeitliches Heiligtum vom Henge-Charakter im Koberner Wald
(Landkreis Koblenz).

Von

Josef Röder.

Hierzu Tafel 13—19.

An der Grenze zwischen dem Koberner und dem Bassenheimer Wald (beide Orte Landkreis Koblenz, Mbl. Bassenheim 3269), nördlich der Reichsstraße Koblenz—Mayen—Trier, etwa zwischen den Punkten 314,21 und 325,0 zieht sich parallel der Landstraße über einen flachen Höhenrücken ein etwa 100 Grabhügel umfassendes Grabhügelfeld mit einer ost-westlichen Längserstreckung von nicht ganz einem Kilometer hin. Nur im westlichen Teil greift die Verbreitung der Grabhügel über die Straße nach Süden über. Es ist die Stelle, an der auch der sonst ost-westlich verlaufende Höhenzug eine Abzweigung nach Süden aussendet, die das unter der Bevölkerung als Goloring oder Golo-graben bekannte Erdwerk trägt (*Abb. 1*). Die Gräber reichen bis an dieses heran. Vermutlich reihten sie sich zu beiden Seiten einer alten Straße auf, die ein wenig nördlich der heutigen Reichsstraße und dieser etwa parallel verlaufen sein wird, etwa an der Stelle, die heute die Trasse der Autobahn einnimmt. Dem Bau der Autobahn sollten etwa 50 Hügel des Gräberfeldes zum Opfer fallen. Ihre vorherige Untersuchung war deshalb eine dringende denkmalpflegerische Notwendigkeit. Die Ausgrabung wurde im Frühjahr 1939 nach einer vorhergegangenen Aufmessung des Gräberfeldes durch Vermessungsrat B. Wohlgemuth durch das Rheinische Landesmuseum Bonn unter Leitung von Dr. W. Rest und unter Assistenz von A. Herrnbrodt durchgeführt. Gleichzeitig wurde auch eine Vermessung des Goloringes durch B. Wohlgemuth ausgeführt.

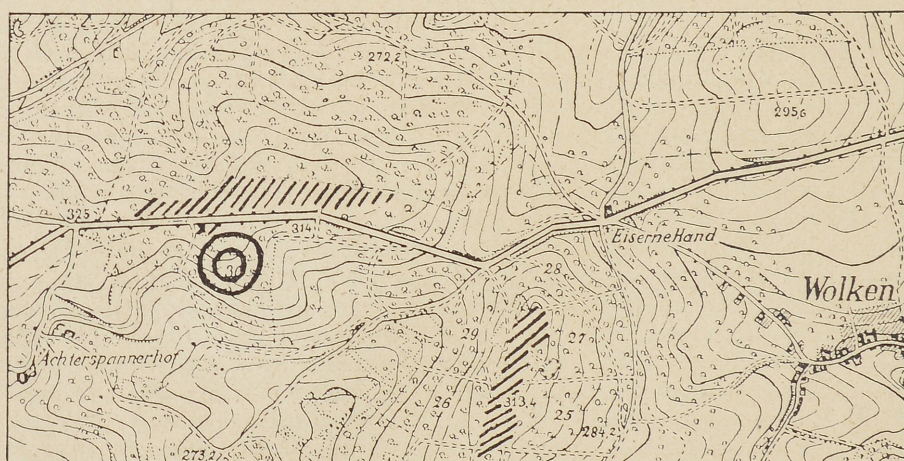
Die Belegung des Grabfeldes beginnt mit der jüngeren Urnenfelderkultur und setzt sich durch die jüngste Urnenfelderkultur, die Laufelder Stufe, bis in die ältere und jüngere Hunsrück-Eifel-Kultur durchgehend fort. Die Gräber der Urnenfelderkultur und der Laufelder Stufe besitzen oft große Dolien als Urnen und zahlreiche nebengestellte Gefäße; sie sind fast stets mit einem Steinschutz der Gefäße ausgestattet. Die Skelettbestattungen der Hunsrück-Eifel-Kultur sind in west-östlich angelegten Grabgruben niedergelegt und zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit des Grabschutzes und Totenkultes aus. Neben kreisgrabenumfriedeten Hügeln finden sich solche mit Pfostenkreisen; zum Teil zeigen sich beide in ein und demselben Hügel. Mehrfach konnten am Kopfende des Bestatteten neben der Grabgrube eingelassene Holzpfosten beobachtet werden¹. Am Nord- und Nordwestrande des Gräberfeldes finden sich einige römische Grabanlagen, die aber bisher noch nicht untersucht werden konnten. Es handelt sich dabei um sog. Grabgärten², d. h. viereckige flache oder nur mit einem niedrigen Hügel bedeckte Grabbezirke, die von einem breiten Graben mit Außenwall umgeben sind. In einem Falle, am Nordwestrande des Friedhofes, liegen vier solche Bezirke nebeneinander, am Nordrande ein einzelner.

Die Arbeiten der Landesmuseen Bonn und Trier haben im letzten Jahrzehnt

¹ Nach W. Rest, Bonn. Jahrb. 146, 1941, 260. Die Gesamtpublikation des Gräberfeldes durch A. Herrnbrodt ist in Vorbereitung.

² Vgl. S. 114.

auf dem Gebiete des vorgeschichtlichen Grabbaus durch die Entdeckung von Kreis-, Langgräben- und Palisadenhügeln sowie einzelner Grabpfähle immer wieder gezeigt, daß der vorgeschichtliche Grabbau der Rheinprovinz sich gerade in diesen Elementen dem von Holland und Westfalen und den englischen Rundhügeln an die Seite stellt. Schließlich konnte im Jahre 1941 bei Urmitz (Landkr. Koblenz) sogar ein Ringwallhügel ausgegraben werden. Der Goloring, dessen Untersuchung durch W. Rest im Zuge der Ausgrabung des Bassenheimer Gräberfeldes bereits 1939 geplant, dann aber wegen dringender anderer Arbeiten zurückgestellt wurde, versprach, diesen Untersuchungen die Krone aufzusetzen, insofern hier, schon nach der ganzen Anlage zu urteilen, das erste kontinentale Gegenbeispiel zu den großen englischen Henge-Denkmalern vorzuliegen schien, deren Verwandtschaft mit dem Grabbau der oben beschriebenen Gebiete vor allem durch van Giffen in einer Reihe von Arbeiten nachgewiesen wurde (vgl. S. 109, 113).



⊙ Goloring

//// Hügelgräberfeld

Abb. 1. Lageplan des Goloringes im Koberner Wald. Maßstab 1 : 25000.

Im Sommer und Herbst 1942 konnte die Untersuchung mit Hilfe einiger alter Arbeiter durch das Rheinische Landesmuseum durchgeführt werden. Zu danken habe ich dem staatlichen Forstamt und besonders Herrn Revierförster Wetter (Koblenz), die es meinem Ermessen überließen, die Belange der Forstverwaltung — der ganze Bereich des Goloringes ist mit niedrigem Eichen- und Buchenwald bestanden — mit den Erfordernissen der Ausgrabung in Einklang zu bringen. So konnten unter peinlichster Schonung des Waldes doch die wichtigsten Arbeiten vorgenommen werden. Die etwas verwirrende Schnittführung im Innenraum zeigt am besten, unter welchen Schwierigkeiten dieser Ausgleich zweier Forderungen zustande kam.

Das Hauptgewicht lege ich hier auf eine möglichst detaillierte Schilderung des Grabungsbefundes. Die im Teil II niedergelegten kulturhistorischen Betrachtungen sind absichtlich möglichst skizzenhaft gehalten. Es ist heute noch nicht an der Zeit, Abschließendes zur Frage und Entstehung der Henge-Denkmalen und der mit ihnen im Baucharakter zusammenhängenden Grabdenkmäler vorzubringen. Die umfangreiche englische Literatur stand mir nur in beschränkter Auswahl zur Verfügung, die nicht hinreichte, um vielen wesentlichen Fragen mit ausreichender Gründlichkeit nachzugehen.

Der Befund

Allgemeine Beschreibung (vgl. Gesamtplan *Taf. 13*): Der Goloring besteht aus einem kreisrunden Graben von etwa 175 m Durchmesser, dem ein daraus aufgeworfener Außenwall von 190 m Durchmesser vorliegt. Im Innenraum erhebt sich eine schon ohne Ausgrabung als künstlich aufgeschüttet erkennbare, annähernd kreisrunde Erdplattform von etwa 1—1,50 m Höhe über der normalen Oberfläche. Der ideale Mittelpunkt von Wall und Graben und derjenige der Erdplattform liegen zwar um etwa 10 m auseinander, doch darf man bei der nicht völlig geometrischen Rundung beider auf eine solche Feststellung wohl überhaupt kein Gewicht legen und wird beide als durchaus konzentrisch zueinander liegend ansehen müssen. Der Plan sowie die drei Gesamtprofile (*Taf. 19, 1*) durch die ganze Anlage erübrigen eine eingehende Beschreibung, wobei allerdings zu beachten bleibt, daß alle Vertikalmaße in starker Überhöhung gezeichnet sind, also die Höhenunterschiede beträchtlich übertreiben. Die Erdplattform ist im Norden fast tischeben, neigt sich in ihrer südlichen Hälfte leicht nach Süden. Wall und Graben sind noch überall gut erhalten und deutlich sichtbar (vgl. *Taf. 15, 1*). In einem Sektor zwischen Ost und Nordosten sind beide wohl erst in neuerer Zeit infolge größerer Rodungen älterer Waldbestände und Neuanpflanzungen von Fichten stark verschliffen, aber gleichfalls noch deutlich ausgeprägt. Nähere Angaben über Breite und Höhe bzw. Tiefe des Walles und Grabens siehe unten. Wall und Graben besitzen drei Unterbrechungen: zwei schmale Durchgänge im Norden und Süden und eine breite, 40 m lange Unterbrechung von Wall und Graben im Westen. Der Nordeingang ist jüngerer Datums. Der Nordteil des Walles hat an drei Stellen als Kiesgrube gedient, doch ist der Wallfuß noch überall erhalten, so daß kein Zweifel daran bestehen kann, daß der Wall im Norden überall geschlossen durchlief, und das gleiche gilt für den Graben. An der Stelle, an der heute der Weg Wall und Graben schneidet, wurde der Graben nachträglich gerade in Wegbreite wieder mit Kies, den man vermutlich aus dem Wall nahm, zugeschüttet. Ein Probeschnitt zeigte, daß hier ehemals keine Grabenbrücke stehengeblieben war. An der Stelle des breiten Westeingangs setzten Wall und Graben völlig aus. Der nördliche Wallkopf ist besonders mächtig und gut ausgebildet, während der südliche fast unmerklich beginnt. Tangential von Südosten auf diesen Eingang zu ist eine schräge Abgrabung am Hang erkennbar, die sicherlich künstlich ist und sich auf eine Strecke von 95 m gut bemerkbar macht, sich dann aber verliert.

Am Fuße dieser Abgrabung macht sich ein etwa 4—5 m breiter terrassenförmiger Absatz bemerkbar, der möglicherweise einen alten Weg andeutet, sich aber auch nur über die angedeutete Strecke verfolgen läßt und dann im Walde verschwindet. Der Südeingang besteht aus einer Grabenbrücke von etwa 1,80 m Kronenbreite, vor der der Wall einen Durchlaß von etwa 2,50 m zwischen dem Fuß der beiden Wallköpfe besitzt. Die Annahme eines alten Eingangs schien von vornherein geraten. Im Südosten steht bei längeren Regenerperioden Wasser im Graben.

Der Goloring nimmt die ganze Breite eines sanften Höhenrückens ein, der im Norden nahezu eben in den Höhenzug des Bassenheimer Waldes überleitet, aber auch im Osten, Südosten und Süden nur allmählich abfällt (auf 10 m 1 m), und auch da beginnt ein stärkerer Abfall erst weit außerhalb des Goloringes. Lediglich im Südwesten ist der Abfall des Geländes mit etwa 2 m auf 10 m etwas steiler. Für eine Verteidigungsanlage ist das Gelände in keiner Weise geeignet, und auch der Abfall im Südwesten ist dafür noch zu flach. Da das Plateau in etwa die Gestalt eines mit der Spitze nach Süden gerichteten

stumpfen Dreiecks hat, war die Anlage eines kreisrunden Grabens von so bedeutenden Ausmaßen nicht recht dafür passend, und so konnte man für die ganze Anlage nicht eine Höhenlage beibehalten, sondern mußte sie im Südwesten etwas den Hang hinabführen. Die kreisrunde Form gehörte also so wesentlich zu dem Denkmal, daß man selbst ungünstige Geländeverhältnisse in Kauf nahm, um diese Gestalt zu erreichen. Hätte man den Wall an dieser Seite etwa in Höhe der 319-m-Isohypse geführt, so hätte man die ganze Anlage von jedem Punkte übersehen können, außerdem wäre dann der Wall am Rande des Plateaus direkt vor den Hang zu liegen gekommen. Es müssen also schon schwerwiegende Gründe gewesen sein, daß die Errichter der Anlage in dieser an sich für eine Verteidigung so ungünstigen Lage sich dieser beiden schwerwiegenden Vorteile begaben.

Wenden wir uns dem Aufbau des Goloringes in Einzelheiten zu, so müssen wir feststellen, daß hier geradezu alles getan wurde, um den etwaigen Verteidigungswert der Anlage zu schwächen. Als Wichtigstes wäre hier aus einer ganzen Reihe von Argumenten der Außenwall anzuführen. Dieser verlängert gegenüber einem Innenwall die zu verteidigende Strecke um ein beträchtliches. Außerdem wäre, da das Material für den Wall ersichtlich aus dem Grabenausgrab gewonnen ist, mit dem gleichen Material ein recht viel höherer Innenwall zu erzielen gewesen, der den Vorzug der inneren Linie geboten hätte. Da der Innenraum des Goloringes hinter dem Graben im Norden, Osten und Südosten flach ist und nur im Südwesten ansteigt, so würde ein Angreifer, dem es gelang, den Wall zu ersteigen, einen höheren Stand gegenüber Menschen, die im Innenraum sich befanden, erlangt haben; er konnte den Innenraum also einsehen und Wurfgeschossen, Lanzen, Speeren oder auch Pfeilen eben durch den höheren Stand eine größere Wurfweite verleihen. Bei wirklichen Verteidigungsanlagen suchte man umgekehrt gerade durch die Anlage eines Grabens vor dem Wall diese Vorteile gegenüber einem Angreifer an sich zu bringen. Außerdem ist dem Wall bei seiner geringen Höhe — selbst eine größere Verschleifung eingerechnet — kaum ein Verteidigungswert zuzuerkennen. Man könnte natürlich daran denken, daß er ursprünglich oben eine Brustwehr getragen habe oder mauerartig aufgeführt gewesen sei, was bei dem hier vorhandenen Bodenmaterial, Kies, Lehm, Sand, nur mit Hilfe einer kräftigen Einschalung erfolgen konnte. Die Frage konnte nur durch eine Ausgrabung gelöst werden. Diese (vgl. S. 85 ff.) ergab, daß der Wall heute noch, von einer an sich geringfügigen Verschleifung abgerechnet, so daliegt, wie er aufgeschüttet wurde, und auch nie eine Brustwehr getragen hat. Der Außenwall betonte den nichtfortifikatorischen Charakter der Anlage in besonders sinnfälliger Weise. Die gleiche Sprache spricht auch die 40 m lange Unterbrechung an der Westseite, die im Ernstfalle ja nicht zu verteidigen gewesen wäre. Bei einer Wehranlage bedingt die Anpassung an die natürlichen Gegebenheiten und ihre Ausnutzung auch die Gestalt der endgültigen Anlage selbst, hier aber waren die kreisrunde Form und der konzentrische Aufbau von Graben und Erdplattform in der Mitte die Hauptsache.

Auch die Erdplattform hat keinerlei fortifikatorischen Charakter. Ihre ungeheuer mühevollen Herrichtung, ersichtlich nur zu dem Zweck, eine ebene Fläche herzustellen, wäre für Wohnzwecke reichlich umständlich und zeitraubend gewesen.

Auf Grund dieser Überlegungen, die schon vor der Ausgrabung rein aus der genauen Betrachtung der Anlage auftauchten und ein interessantes Problem erahnen ließen, ergaben sich auch die Aufgaben und Fragestellungen, denen die Ausgrabung nachzugehen hatte. In den Wallschnitten mußte geklärt werden, ob nicht doch irgendeine Befestigung den fortifikatorischen Wert der Wälle be-

weisen würde. Auch konnten ja am inneren Rande des Grabens noch irgendwelche Befestigungen erwartet werden. Der Aufbau der Erdplattform mußte geklärt und der ganze Innenraum auf Wohnspuren hin untersucht werden. Schließlich mußten die Eingänge mit in die Untersuchung einbezogen werden.

Schnitt I (*Taf. 14*) ist ein durch den Baumbestand bedingter, mehrfach gebrochener Schnitt durch Wall und Graben von durchgängig 1,50 m Breite, der überall bis auf den gewachsenen rötlichen Kies geführt wurde. Spuren von Pfostenlöchern oder sonstigen Eingrabungen zeigten sich nirgends im gewachsenen Boden. Sie traten auch in den Profilen sowie in der schichtweise ausgehobenen und planierten Wallaufschüttung innerhalb des Schnittes selbst nicht auf. Der gleiche negative Befund wiederholte sich auch bei den weiteren Wallschnitten, so daß der Wall sicherlich nicht durch eine hölzerne Verschalung ehemals zusammengehalten wurde, ja der gut studierbare Aufschüttungsmodus des Walles schließt diese Möglichkeit schon an sich aus. Wegen der Wichtigkeit dieser Frage soll hier eine eingehende Profilbeschreibung Platz finden. Die Verfärbungen hoben sich in allen Schnitten so überraschend deutlich voneinander ab, daß nirgends eine Unklarheit über gewachsenen Boden, alte Oberfläche u. dgl. bestehen blieb.

Das Profil zeigte sehr deutlich den liegenden rötlichgelben Kies, in den der Graben einschneidet. Im Bereich des Walles wird dieser klare Kies durch einen Streifen humos infiltrierten Kiesel, dem die alte Humusdecke, die alte Oberfläche vor Aufschüttung des Walles, auflagert, nach oben hin abgeschlossen, die sich von den nun folgenden Schichten der Wallaufschüttung als dunkles Band recht deutlich abhob. Der Wall selbst zeigt über der alten Oberfläche auf der Innenseite eine nur wenig mächtige und mit Kies durchmischte (daher aufgehellte) Aufschüttung von Humus und humos infiltriertem Kies von der beginnenden Aushebung des Grabens. Vielmehr ist diese humose Deckschicht aus dem Grabenbereich an der dem Graben abgewandten Seite wallartig aufgeschüttet, wobei gelegentlich sich schon einmal eine Schmitze helleren Kiesel einschaltet.

An diesen Außenwall von humosem wurde dann der aus dem Graben gewonnene reine Kies schräg angeschüttet. Gelegentlich sind Schmitzen von unreinigtem Kies schräg nach dem Graben zu einfallend mit dazwischen eingeschaltet, die die schräge Anschüttung von innen her besonders deutlich machen. Bedeckt ist der Wall von einem neugebildeten Humus, der in den darunterliegenden Kies infiltrierte und ihm in einer etwa 20 m breiten Zone eine dunklere Färbung verlieh. Es ist dies dieselbe Erscheinung, die wir bereits unter der alten Oberfläche beobachteten, und die ständig als normale Schichtenfolge über den gewachsenen wie aufgeschütteten Böden wiederkehrt. Wenn sich in den Zwickeln zwischen dem infiltrierten Kies unter dem Humus und der humosen Aufschüttung über der alten Oberfläche zu beiden Seiten des Walles eine leichte (bei schräger Beleuchtung besonders auffällige) Aufhellung bemerkbar machte, so ist darin nicht eine weitere Schicht von aufgetragenem reinerem Kies, sondern eher eine Ausbleichung des Bodens zu sehen, wie man sie auch bei zahlreichen Grabhügelprofilen beobachten kann (Bleichzone). Der Wall besitzt eine heutige höchste Aufschüttungshöhe von 1,40 m und eine größte Breite von etwas über 10 m; der Graben eine Breite von 6,5 m und eine Tiefe von etwa 2,10 m. Er war hier V-förmig ausgehoben, wobei die beiden Grabenseitenkanten unter einem Winkel von nur 30–40° gegen die Horizontale einfielen, wodurch der Graben auch im ursprünglichen Zustand sehr flach gewirkt haben muß. Der Graben ist heute durch eine (1,30 m über Grabenspitze) mächtige Einfüllung schon weitgehend wieder zugefüllt, die zum Teil vom Wall, zum Teil von der abgebröckelten inneren Wallkante stammt, die aber, etwa zur

Hälfte noch auf den Wall verteilt, diesen nur unbedeutend überhöhen würde. Der Wall scheint an dieser Stelle nicht allein aus dem Aushub des unmittelbar dahinterliegenden Grabenstückes ausgehoben. Doch muß der Wall, als Ganzes betrachtet, aus dem Graben stammen, nur ist die Verteilung der Erdmassen nicht überall die gleiche, Schnitt II zeigt das umgekehrte Verhältnis. Der Graben dort scheint viel mehr Erde geliefert zu haben, als der unmittelbar davorliegende Wall enthält. Diese etwas ungleichmäßige Aufschüttung des Walles fällt überall im Goloring auf. Die Einfüllung des Grabens besteht zuunterst aus einer dicken Schicht humos infiltrierten Kiesel, den eine durch die Einschlammung verhältnismäßig mächtige humose Schicht abschließt.

Schnitt II (Taf. 14) durch Wall und Graben im Nordosten des Goloringes. Hier besteht der gewachsene Boden aus einem dunkelbraunen Lehm mit wenig Sandbeimengungen und gelegentlichen Einschaltungen von kleinen Kieselstreifen¹. Unter dem Einfluß des Wassers bleicht der Lehm jedoch zu fast weißlicher Farbe aus. So sind auch die weißen, sackartigen, hellen Eintiefungen, die auf dem Foto (Taf. 16, 1) und der Profilzeichnung (Taf. 14) wiedergegeben sind, zu verstehen. Es sind keine Pfostenlöcher oder dergleichen archäologische Einarbeitungen in den Boden. Über dem Lehm liegt unter dem Wall noch eine Schicht von grauem Trachyttuff, der dann von einer gerade 5 cm mächtigen Humusdecke, der alten Oberfläche, bedeckt ist. Unter dem Trachyttuff ist der Lehm in einem nur wenige Zentimeter breiten Streifen ausgebleicht. Der Wall selbst besitzt heute noch eine höchste Höhe von 0,90 m über der alten Oberfläche. Seine Breite beträgt 7,50 m. Nach seinem äußeren Rande zu treffen wir wieder eine im Querschnitt wallartig sich darbietende Anhäufung von grauem, mit Humus untermischtem Trachyttuff, der wohl von der ehemaligen Oberfläche des Grabens stammt. Wie in Schnitt I ist hier also zuerst der bewegte Boden am weitesten nach außen geworfen worden. Darauf folgt der hellbraune, sandige Lehm aus dem Graben, der unter der Humusdecke wieder in einem breiten Streifen humos infiltriert bzw., und das besonders an der Innenseite, weitgehend ausgebleicht ist. An der Innenseite des Walles machte sich eine schräge Anschüttung von rotem Kies bemerkbar, der im Graben gar nicht angetroffen wird, allerdings in nächster Nähe bereits wieder ansteht. Auch hier ist also der Aufschüttungsmodus des Walles noch deutlich zu erkennen.

Der Graben ist hier mit breiter Sohle ausgehoben. Seine obere Breite betrug ehemals mindestens 10 m bei einer Tiefe von 1,35 m unter der früheren Oberfläche. Die innere Grabenwand fiel stellenweise mit einem Winkel bis zu 60° ein, während die äußere kaum 15° erreicht. Dementsprechend ist auch ein Erdrutsch vom inneren Rande her viel bedeutender als vom Wall her. Ursprünglich dürfte der Wall an dieser Stelle eine Höhe von etwa 2 m besessen haben.

Schnitt III (Taf. 14) durch Wall und Graben im Südwesten des Goloringes an der Stelle, an der das Gelände am steilsten geneigt ist (im Höchstfall 20°). Hier war von vornherein, obgleich Wall und Graben noch gut sichtbar sind, mit der stärksten Verschleifung und mancherlei Veränderungen in den ursprünglichen Verhältnissen zu rechnen, zumal der Untergrund hier aus einem feinen, mäßig lehmigen Sand mit gelegentlichen Einschaltungen gröberen Kiesel besteht. Er ist von rötlicher Farbe, in umgelagertem Zustande leicht ausgebleicht. Eine alte humose Oberfläche war unter dem Wall nicht zu erkennen, die Grenze zwischen gewachsenem Boden und Aufschüttung jedoch deutlich ausgeprägt. Der gewachsene Boden zog sich wellenförmig unter der

¹ In der Tiefe der Grabensohle wird dieser Lehm dann allerdings heller und sandiger.

Wallaufschüttung hin. Vermutlich trug dieser Sand bis zur Zeit der Anlage des Goloringes überhaupt keine Bewachsung, und die wellige Oberfläche rührt von Windverwehungen her. Der Wall selbst mißt an seiner höchsten Stelle heute noch etwa 0,75 m, seine ehemalige Breite wird sich mit etwa 7 m angeben lassen. Doch hat ein starker Abrutsch sowohl in den Graben wie den Westhang hinunter stattgefunden. In dem Wall fanden sich große (bis über einen halben Zentner schwere) Steine eines stark eisenhaltigen Kieselkonglomerates eingestreut, die wohl den Zweck hatten, den sandigen Wall vor dem Zerfließen zu bewahren. Diese Steine sind aber selbst niemals wallartig aufgeführt gewesen, sondern lagen mit großen Zwischenräumen völlig isoliert voneinander in der Aufschüttung. Spuren sonstiger Befestigungen des Walles durch Palisaden u. dgl. fehlten völlig.

Der Graben war als breiter Sohlgraben ausgehoben, dessen Wände nur eine mäßige Steilheit (um 20°) besitzen. Doch ist es sehr wohl möglich, daß ursprünglich wenigstens die innere Grabenwand etwas steiler war, aber verschliffen wurde. Die größte Tiefe des Grabens unter der ehemaligen Oberfläche beträgt etwa 1,20 m, seine größte (schwer feststellbare) Breite etwa 5—6 m.

Die Eingänge: Von einer Ausgrabung des Westeinganges, die bei dessen Ausdehnung recht umfangreich hätte sein müssen, wurde wegen des dichten Baumbestandes abgesehen. Es besteht der Plan, das ganze Gelände in öffentlichen Besitz zu bringen und abzuholzen, um das Denkmal so wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu setzen. Dann könnten noch ergänzende Untersuchungen gemacht werden. Die Grabenbrücke am heutigen Nordeingang wurde durch Schnitt IV untersucht, wobei erst in der Tiefe der Grabensohle gewachsener Boden angetroffen wurde. Diese Grabenbrücke ist also erst später eingefüllt worden und gehört nicht zur ursprünglichen Anlage.

Der Südeingang wurde durch den kreuzförmigen Schnitt V (*Taf. 14*) untersucht, dessen eine Achse in der Längsrichtung des Eingangs lief, dessen andere Achse die Grabenköpfe und die Grabenbrücke schnitt. Der Längsschnitt brachte in normaler Tiefe den gewachsenen Boden. Irgendwelche Spuren einer künstlichen Einarbeitung in den Boden fehlten. Der Eingang ist demnach nicht befestigt gewesen. Besonders erfolgreich war die Untersuchung der Grabenbrücke, zumal im Hinblick auf die Datierungsmöglichkeit, die sich dadurch ergab. Die Grabenköpfe waren hier sehr tief und unter einem Winkel von 40—50° in den gewachsenen roten Kies gegraben. Wenn heute der gewachsene Boden in der Grabenbrücke in seinem oberen Teil flachere Winkel zeigt, so rührt dies von der nachfolgenden Verschleifung her. Ursprünglich wird der Anstieg in gleicher Steilheit bis zur Oberfläche durchgegangen sein, und somit ergibt sich eine ehemalige Breite der Grabenbrücke von etwa 1,90 m. Diese übermäßig steilen Wände mußten natürlich schnell nachrutschen, und so macht auch nachgerutschter Kies die Hauptmasse der Einfüllung aus. Darüber bildete sich dann eine Humusschicht, die sich heute noch in der Einfüllung gut abhebt. Diese Grabenoberfläche wird also längere Zeit offengelegen haben, sie entspricht auch der natürlichen Standfestigkeit. Die weitere Zufüllung mag dann durch Forstarbeiten sowie durch die Tatsache, daß der Graben als Holzabfuhrweg dient, verursacht sein.

Funde:¹ Im westlichen Grabenkopf wurde eine Reihe von Scherben gefunden, davon einige in der Profilwand selbst. Es handelt sich um die (im Plan fettgedruckten) Nummern 1, 3, 5. Nummer 1 lag auf der humosen Schicht, die die untere von der oberen Grabeneinfüllung trennt. Es handelt sich um das Bodenstück eines Gefäßes mit Ansätzen der Gefäßwandung. Der Ton ist stark

¹ Fundverbleib Landesmuseum Inv. 42, 190-206.

verwittert, körnig und hartgebrannt, doch ist das Gefäß, wie die Abtrennrillen am Boden zeigen, bereits mit der Töpferscheibe hergestellt, gehört also frühestens der Spät-La-Tène-Zeit an. Fundstelle 3, ebenfalls auf der Oberfläche der humosen Schicht, enthielt neben nicht näher bestimmbar, jedenfalls vorgeschichtlichen Scherben Randstücke eines Gefäßes mit einbiegendem verdicktem Rand (*Abb. 2, 7. 8*). Ein ähnliches verdicktes Randstück fand sich innerhalb der genannten Schicht bei Fundstelle 5. Diese Randprofile gehen über das Mittel-La-Tène nicht hinaus. Die Scherben datieren wohl in die Wende von der älteren zur jüngeren, gehören möglicherweise aber auch ganz zur älteren Hunsrück-Eifel-Kultur.

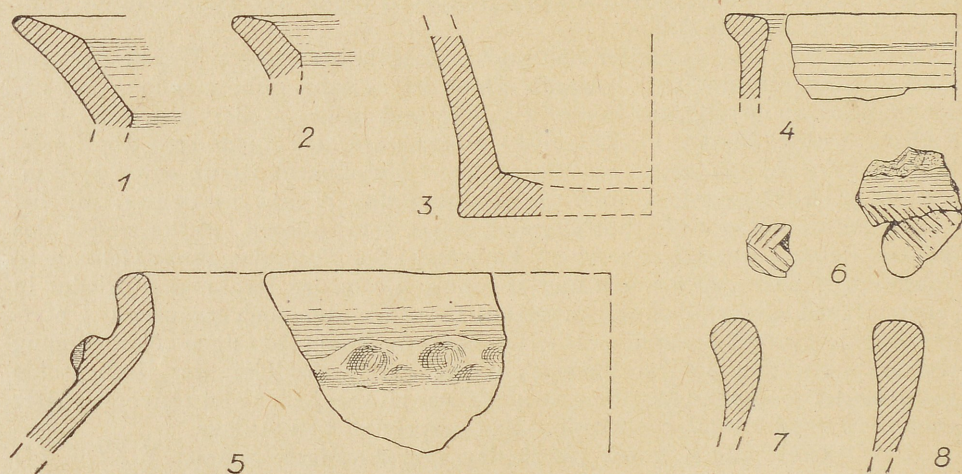
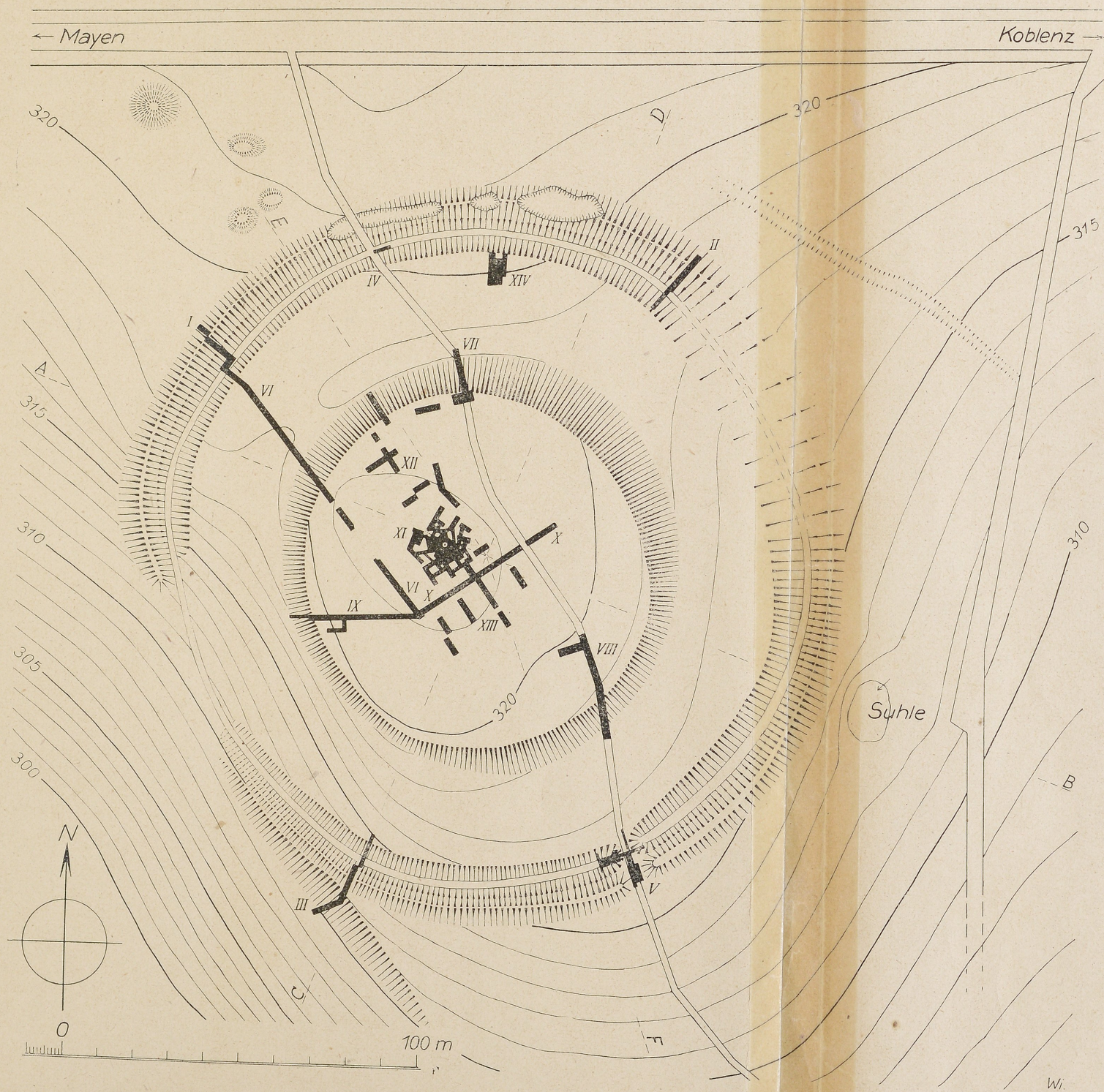


Abb. 2. Scherben vom Goloring. Maßstab 1 : 2.

Im Anschluß daran seien die Scherbenfunde aufgeführt, die im Schnitt selbst zutage kamen und deren Lage unter genauer Berücksichtigung der Fundverhältnisse in das Profil hineinprojiziert wurde. Unter der humosen Zwischenschicht wurden bei Fundstelle 7 zwei kleine vorgeschichtliche Scherben gefunden, bei Fundstelle 4 in der humosen Zwischenschicht zwei kleine Scherben mit Strichverzierung, der älteren Hunsrück-Eifel-Kultur zugehörig (*Abb. 2, 6*). In der Nähe eine weitere vorgeschichtliche Scherbe (Fundstelle 6, nicht eingezeichnet). Bei Fundstelle 13, gleichfalls in der humosen Zwischenschicht, einige nicht näher bestimmbare, aber vorgeschichtliche Scherben. Über der humosen Zwischenschicht lagen bei Fundstelle 11 ein römischer Gefäßscherben, bei 12 einige vorgeschichtliche Scherben. Fundstelle 2 in etwa der gleichen Höhe lieferte neben vorgeschichtlichen Scherben einen römischen Gefäßhenkel. Bei den Fundstellen 8 und 9 fanden sich abgebrochene Feuersteinabsplisse von 2,7 bzw. 3 cm Länge und kräftiger weißer Patina, bei Stelle 8 außerdem eine kleine vorgeschichtliche Scherbe. Über Fundstelle 10 vgl. unten.

Während unter der humosen Zwischenschicht keine römischen Scherben gefunden wurden, traten solche darüber mit vorgeschichtlichen vergesellschaftet auf. Dieses Nebeneinander wird man sich am besten durch die Annahme erklären können, daß diese Scherben ursprünglich getrennt an den Hängen des Grabens lagen, bei der Verschleifung aber durcheinander — ja sogar in umgekehrter zeitlicher Reihenfolge übereinander gerieten.

Am westlichen Endpunkt des hier besprochenen Profils wurde senkrecht zu diesem nochmals ein Teilprofil durch den Graben geschnitten (ein Vollprofil



Gesamtplan des Goloringes mit Einzeichnung der Ausgrabungsschnitte. Maßstab 1:1500.

verhinderte der Baumbestand). Es zeigt die gleichen Schichtverhältnisse. Über nachgerutschtem Kies lag eine alte Humusdecke, die von späteren Über-rutschungen wieder zugedeckt wurde. Nach dem Rande zu wurden die Schicht-verhältnisse unklar. Nahe dem Rande des Grabens, aber schon in der Zone unklarer Schichtverhältnisse innerhalb der Aufschüttung, lagen einige helle, hartgebrannte römische Scherben (Fundstelle 10).

Die Untersuchung des Innenraums gliederte sich in zwei Abschnitte mit verschiedenem Zweck. Die Schnitte VI, VII, VIII, IX (*Taf. 13—14*) dienten der Klärung des Aufbaus der Erdplattform in ihren Randgebieten, Schnitt IX im Innenraum. Für solche langen Schnitte kamen der Bewaldung wegen nur die Schneisen in Betracht. Der Weg, der den Nord- mit dem Südeingang verbindet, konnte aber nicht in gleichem Umfange aufgegraben werden, um ihn für die Holzabfuhr nicht allzulange stillzulegen. Alle diese Schnitte konnten ferner nicht zur Gänze bis auf den gewachsenen Boden ausgehoben werden, um die Erdbewegungen nicht allzu groß werden zu lassen. Einzelne Schächte mußten hier genügen. Alle Schnitte wurden aber zu einer Tiefe hinabgeführt, in der der klarer werdende Boden im Planum künstliche Eintiefungen wie Hüttenböden, Pfostenlöcher u. dgl. hätte erkennen lassen. Dies wäre um so leichter möglich gewesen, als die Aufschüttung zum größten Teil aus hellen Erdarten bestand. Mit Ausnahme der Pfostenstandspur in der Mitte wurde aber nichts dergleichen gefunden. Scherben traten gelegentlich auf. So dienten diese Schnitte neben ihrer Aufgabe der Klärung des Plateaufaufbaues dem gleichen Zweck wie die nur zur Suche nach archäologischen Einschlüssen dienenden Schnittgruppen und erhöhten durch ihre Länge die aus jenen gewonnenen Aufschlüsse noch beträchtlich.

Schnitt VI geht in den Wallschnitt I über und läuft als flach ausgehobener Einschnitt bis zu Schnitt IX und X. Tiefer Ausschachtungen wurden nur am Rande des Plateaus gemacht. Im Vorraum zwischen dem Graben und dem Plateau zeigten sich überall ganz klare Schichtverhältnisse, indem unter dem Humus eine Schicht humos infiltrierten Kieses und darunter der klare gewachsene Kies folgten. Ebenso einfach ist auch der Aufbau des Plateauanstieges selbst. Über dem klaren Kies folgt eine etwas wellenförmig verlaufende Schicht humos infiltrierten Kieses. Die nur sehr geringmächtige alte Oberfläche war nur an einer Stelle sichtbar, und darüber lag mit einer Aufschüttungshöhe von etwa 1 m eine Schicht von bewegtem, humos infiltriertem Kies, der nach dem Innenraum des Plateaus schon mehr in Sand überging und von der neuen Mutterbodenschicht überdeckt war. Vor dem Plateauanstieg zeigt sich eine leichte Ausmuldung im Boden, die sich dem ganzen Nordrande des Plateaus vorlagert und anscheinend künstlich ist. Dafür könnte auch sprechen, daß in diesem Vorraum sowohl der Humus als die infiltrierte Schicht auffällig geringmächtig waren. Eine klarere Entscheidung läßt

Schnitt VII (*Taf. 14*) zu. Hier liegt über dem roten Kies, der nach Süden zu einfällt, eine Schicht von weißem Ton, der sehr stark mit Kies durchsetzt ist. Auf ihm liegt, soweit die ehemalige Aufschüttung reicht, die alte Humusoberfläche. Im Südteil des Schnittes ist sie allerdings wohl durch eine alte Störung, die sich auch durch eine leichte Kuhle in der Tonschicht anzeigt, entfernt. Es folgt eine Schicht, die humos sandig ist mit Beimischungen von grauem Trachyttuff, darüber eine mächtigere Schicht von Kies, die durch humose Beimengungen recht dunkel gefärbt war, und darüber eine humos infiltrierte sandige, kiesige Schicht, die dann rasch über den ehemaligen Rand des Plateaus hinausfloß und den von seinem Humus (und der humos infiltrierten Schicht) befreiten roten Kies und weißlichen Ton überschichtete. Den ehemaligen Rand des Plateaus bezeichnet eine schräggeneigte Schicht von Kies

mit hellen Tonspuren, die wohl zuerst abrutschte und sehr schön die 'Gekriech'-Erscheinungen am ehemaligen Plateaurande anzeigt. Die höchste Höhe der Plateaauauffüllung beträgt 1,50 m.

Schnitt VIII (*Taf. 14*) am Südrande des Plateaus zeigt durchgehend die alte Humusabdeckung über dem gewachsenen Boden. Die Aufschüttung besteht an der Basis aus infiltriertem Kies, nach oben zu ist sie sandiger. Direkt am Rande des Plateaus liegt über dem gewachsenen Boden eine sehr harte, bis 0,70 m mächtige, nach außen, wohl auch infolge der Fließbewegungen, keilförmig auslaufende Schicht von weißlichem, stark kieshaltigem und heute steinartig verfestigtem Ton, der nach innen zu mit senkrechter Wand anstieg. Es scheint beinahe, als ob hier eine Art Schutzwall das Auseinanderfließen der leichteren Auffüllmassen des Plateaus verhindern sollte, doch sind die Erdmassen auch über diesen Wall geflossen. Am Rande, dicht über der beschriebenen Tonschicht, fand sich ein Randstück eines vermutlich birnförmigen Gefäßes mit ausbiegendem Rand und kräftiger Fingertupfenleiste (*Abb. 2, 5*), das der jüngsten Urnenfelderkultur der Laufelder Stufe (Hallstatt C/D) oder auch der älteren Hunsrück-Eifel-Kultur angehören kann. In der Nähe und in gleicher Tiefe trat eine weitere vorgeschichtliche Scherbe auf. Die Frage, ob sie erst beim Auseinanderfließen der Erdmassen in diese hineingeriet oder gleich bei der Aufschüttung, ist nicht eindeutig zu beantworten, wenngleich der zeitliche Unterschied zwischen den beiden Möglichkeiten vielleicht überhaupt nicht bedeutend ist. Die Abdeckung durch eine humos infiltrierte Zone und dem eigentlichen Humus ist die gleiche wie in den vorhergehenden Schnitten, und da sie typisch auch in den folgenden wiederkehrt, werde ich dort nicht weiter mehr darauf zurückkommen. Die höchste Höhe der Aufschüttung in diesem Profil beträgt 1,20 m.

Schnitt IX (*Taf. 14*): Der Aufbau des Profils ist in jeder Hinsicht komplizierter als in den vorhergehenden Schnitten, auch insofern, als hier der Rand des Plateaus bereits in das stärkere natürliche Gefälle am Südwestrande des Goloringes geriet. Der gewachsene Boden besteht hier aus einem gelbgrauen Kies, der nach oben hin durch eine nur wenige Zentimeter starke, fast gesteinsartig verhärtete Bank (eine Art Ortstein?) abgeschlossen wird, die dieses (und auch das folgende) Profil durchzieht. Nur gelegentlich ist über dieser Bank noch eine eigentliche schwarze Humusschicht bemerkbar. Daß dies nicht durchgehend der Fall ist, mag vor allem darin seine Ursache haben, daß die Aufschüttung im allgemeinen sehr erdig ist, was eine genauere Trennung erschwerte. Gegen das westliche Ende läuft diese Bank in die Luft aus, indem sie hier abgegraben bzw. (was wahrscheinlicher) am Hang aberodiert ist. Bis hierher mag die ursprüngliche Aufschüttung des Plateaus gereicht haben. Diese selbst ist von großer Mannigfaltigkeit, und wenn auch erdige Massen überwiegen, so finden sich auch viele Sandschmitzen, kiesige Lagen und sogar am Ostende Einsprengungen von Bims. Eine Bleichzone ist auch hier gelegentlich zu beobachten. Für Einzelheiten verweise ich auf die Profilzeichnung (*Taf. 14*). Sie zeigt den Aufschüttungsmodus sehr gut. Im allgemeinen entsprechen die einzelnen genau zu trennenden Schmitzen dem Fassungsvermögen eines größeren Korbes, und wir müssen wohl auch annehmen, daß solche Körbe zum Tragen der Erde gedient haben. Die einzelnen Mengen wurden eben oder schräg hingeschüttet. Am Rande ist die Aufschüttung sehr verschleift und den Hang hinabgeglitten. Hier bieten auch die einzelnen abgerutschten Erdarten typische Bilder der Verschleifung: die Schichten beginnen nach dem Innenraum zu mit ihrer großen Mächtigkeit und sind nach dem Hang immer dünner ausgezogen, oder eine Schicht, die schräg nach oben und außen zu aufgeschüttet war, wurde wieder in umgekehrter Richtung verschleift. Am äußeren Rande mag die

höchste Aufschüttungshöhe über 1,50 m betragen haben. Nach der Mitte des Plateaus zu beträgt sie um 1 m.

In diesem Schnitt wurden neben einigen kleinen, nicht näher bestimmbar vorgeschichtlichen Scherben und einem gleichfalls nicht sicher bestimmbar Bruchstück eines Gefäßbodens zwei Schrägränder der jüngeren Urnenfelder- (Hallstatt B) Kultur gefunden (*Abb. 2, 1—3*), die beide gerade noch den Übergang zum Gefäßhals zeigen. Sie lagen in 0,45—0,50 m unter der heutigen Oberfläche in der Aufschüttung. Die übrigen Scherben lagen zum Teil direkt über der alten Oberfläche.

Schnitt X (*Taf. 14*) bildet die Fortsetzung von IX und führt durch den Innenraum. Der gewachsene Boden besteht auch hier aus gelblichem Kies, die harte Gesteinsbank als sein oberer Abschluß zieht sich durch das ganze Profil. Durchgängig ist hier dann noch eine dünne Mutterbodenschicht über ihr zu bemerken. An der westlichen Seite des Profils setzt sich noch einige Meter weit die vorwiegend erdige Einfüllung fort, um dann mit einer scharfen Grenze einer sandig bis lehmigsandigen Aufschüttung Platz zu machen. Ostwärts des Mittelpunktes der Anlage besteht dann der untere Teil der Aufschüttung aus einem verhärteten, unter der Haue schollig zerspringenden braunen Lehm, der sich scharf gegen die folgende dunkle, erdige Auffüllung, der eine Schicht von rötlichem, lehmigem Kies unterlagert ist, absetzt. Nach einigen Metern setzt sich diese dunkle Auffüllung wieder sehr scharf gegen einen helleren, gesteinsharten, verhärteten Lehm ab, der von den Ausgrabungsarbeitern nur in backstein-großen Stücken losgelöst werden konnte. Es machte sich übrigens eine mauer-ähnliche Schichtung auch im Profil bemerkbar, und es hat den Anschein, als ob diese ganze lehmige Schicht bereits mit solchen ziegelartig abgebrochenen Brocken aufgesetzt worden wäre. So wäre auch die fast senkrecht abgeschnittene Grenze gegen die nun folgende lockere, humos infiltrierte Aufschüttungsmasse, die aus Bims und grauen Trachyttuffen besteht, am ehesten verständlich. Es war hier nicht möglich, den Schnitt weiter durchzuführen, da hier eine junge Fichtenschonung beginnt¹. Über diesen zuletzt geschilderten Aufschüttungsmassen lagert eine bis 50 cm mächtige Sandaufschüttung, die zweifellos den Zweck hatte, das Plateau trocken zu halten. Im Westteil des Schnittes X wurde bei Ausheben eines Profilschachtes ein kleines, nicht näher bestimmbares, aber sicherlich vorgeschichtliches Scherbenfetzchen direkt über der alten Oberfläche gefunden.

Die Schnittgruppen XI bis XIII. Eine sandige Aufschüttung fast ohne jede humose und mit nur gelegentlicher lehmiger Beimengung trat auch in den oberen Lagen aller Schnitte der unter Nr. XI bis Nr. XIII zusammengefaßten Schnittgruppen auf. Sie gewährleistete eine dauernde Trockenhaltung des ganzen Plateaus selbst nach längeren Regenperioden. Einige Schnitte wurden bis auf den gewachsenen Boden ausgehoben. Dabei zeigten die tieferen Lagen der Aufschüttungsmassen gelegentlich lehmige Zwischenschichten und stärker humose Erdarten. Man hat also den reinen Sand mit Bedacht vor allem für die oberen Schichten der Plateaufschüttung gewählt, wie dies auch schon die Verhältnisse in Schnitt X deutlich machten. In anderen Schnitten setzte sich allerdings der reine Sand bis auf die alte Oberfläche hindurch fort. Aus mehreren Schnitten stammen kleine, nicht näher bestimmbar vorgeschichtliche Scherben. Lediglich eine Randscherbe eines Topfes mit rechtwinklig abgebogener Lippe und drei Rillen unter dem Rande, die der jüngeren Urnenfelderkultur angehört, trat in einem Schnitt der Gruppe XIII zutage (*Abb. 2, 4*).

¹ Trachyttuffe liegen an der Oberfläche der nach Osten angrenzenden Felder und werden wohl daher stammen.

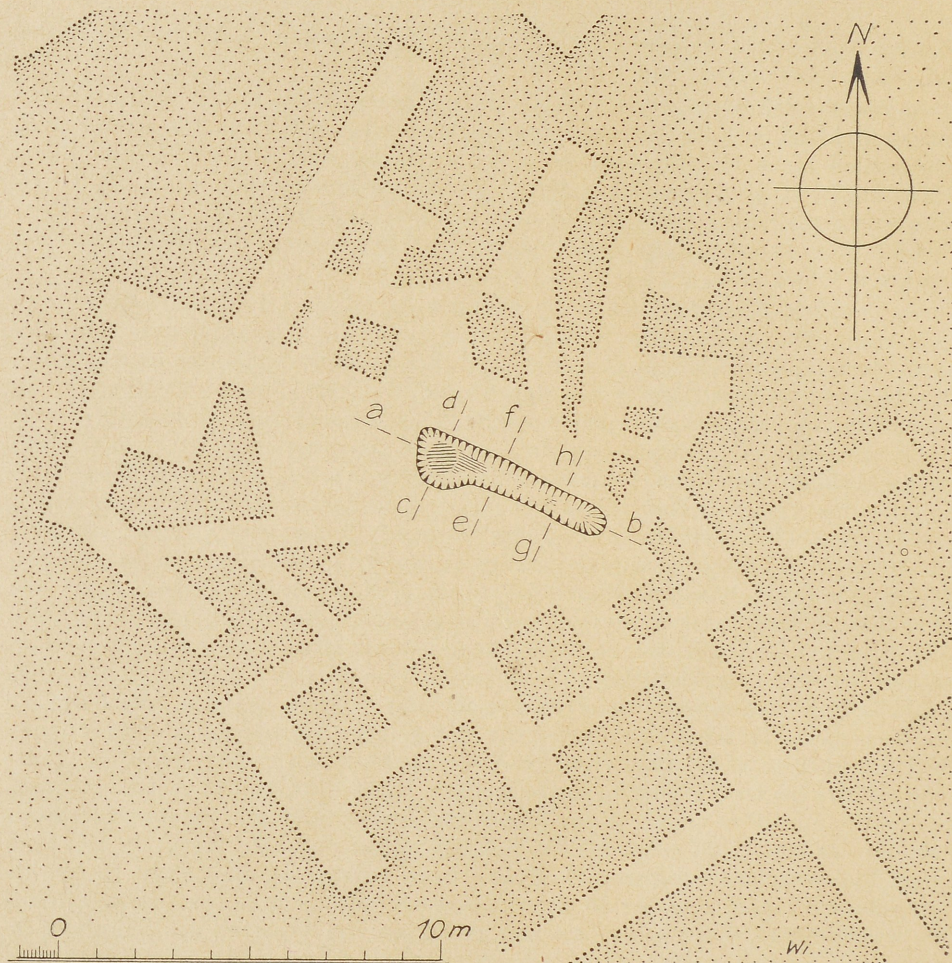


Abb. 3. Goloring, Schnittgruppe XI. Maßstab 1 : 125.

Die Pfostenstandspur in der Mitte des Plateaus. Um den idealen Mittelpunkt des Plateaus wurden eine ganze Reihe von kleineren und größeren Schnitten gezogen, deren Zwischenstege später teilweise entfernt wurden und die hier summarisch als Schnitt XI bezeichnet werden. Die etwas verwirrende Form dieses Schnittes erklärt sich vor allem daraus, daß immer wieder an Stellen, die fundleer zu sein schienen, einzelne Bäume geschont wurden. Es wurde in 0,55 m ein Planum hergestellt. In dem etwas lehmigen, hellen Sandboden hob sich eine schmale, 5,30 m lange und an der breitesten Stelle im Norden 1,40 m breite erdigbraune Verfärbung recht deutlich ab (Abb. 3). Sie wurde der Länge nach unter Aussparung von drei Querprofilen geschnitten (Abb. 4). Dabei zeigte sich, daß diese Einarbeitung an ihrer breitesten Stelle auch am tiefsten war. Das Längsprofil erwies, daß die ganze Verfärbung rampenartig zur tiefsten Stelle (1,35 m unter heutiger Oberfläche) hin abfiel, so daß der Gedanke an ein großes Pfostenloch nahelag. Solche Pfostenrampen traten auch in den englischen Henge-Heiligtümern von Arminghall und Woodhenge auf¹. Die Länge der Rampe, sie war mit steilen Wänden und mulden-

¹ Zu diesen Heiligtümern vgl. S. 99 ff.

förmigem Boden eingeschnitten, ließ schon an einen ganz beträchtlichen Pfosten denken. Die Profile durch die Rampe zeigen im Westen eine ziemlich senkrechte Eintiefung, nach Osten eine sanftere Ausbuchtung (Abb. 4). In dieser Richtung hat man wohl die Erde herausgeholt. Die der Rampe entgegengesetzte Wand war etwas unterwühlt, was durch das Anstoßen des Pfostens gegen den verhältnismäßig lockeren Sand und Kies während des Aufziehens des Pfostens verursacht wurde. Die eigentliche Pfostengrube war gegen die Rampe noch etwas eingetieft und abgesetzt, doch machte sich dies zu beiden Seiten deutlicher bemerkbar als in der Längsrichtung, wo der Pfosten beim

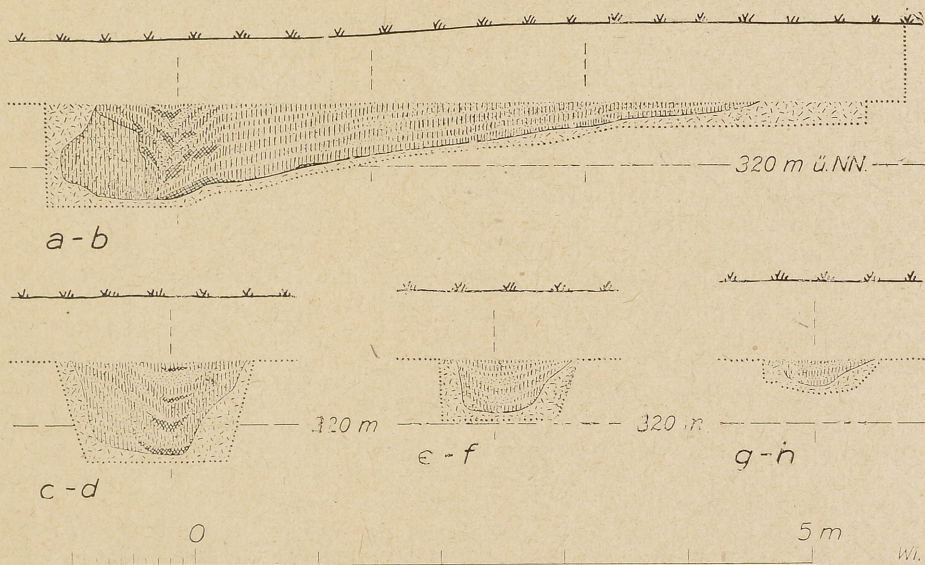


Abb. 4. Goloring, Querprofile (a—h) durch die Pfostenstandspur in Schnittgruppe XI. Maßstab etwa 1 : 75.

Einführen stärkere Kanten verschleifen mußte. Eine Betrachtung der Schichtenfolge im Profil stellt das ehemalige Vorhandensein des Pfostens selbst außer Frage. Die Einfüllung der Rampe war gleichartig lehmig-humos von mäßiger Härte. In der Pfostengrube machte sich über deren tiefster Stelle eine gewisse Aufhellung bemerkbar. Dort fielen auch verschiedene Schichten — abwechselnd mehr erdiger oder mehr sandiger Beschaffenheit — synklynal ein. Diese Erscheinung läßt keine andere Erklärung zu, als daß hier nach der Vermoderung des schätzungsweise 40—50 cm dicken Pfostens verschiedene Erdarten von allen Seiten nachrutschten und dadurch diese trichterförmige Schichtablagerung hervorriefen. Auch das Halbprofil K—L zeigt diese Erscheinung recht gut, wenngleich die Erdarten hier mehr gemischt sind. Die Höhe des Pfostens berechne ich auf 8—12 m¹. Rund um diese Pfostenstelle lag ein außerordentlich harter, lehmiger Boden, der sicherlich seine Härte einem ehemaligen Einstampfen verdankt, vielleicht auch noch besonders bindende Beimengungen besaß. Die dunkle Farbe ließe an Blut denken. Auch er zeigt eine zum Pfosten

¹ Beim Setzen von Telegraphenstangen werden nach Angaben von Telegraphenarbeitern folgende Verhältnisse zwischen Höhe und Dicke der Stangen und der Tiefe des Standloches beobachtet:

Höhe bis	Tiefe des Standloches	Dicke der Stange
9 m	1,20 m	30—35 cm
12 m	1,50 m	35—45 cm
15 m	1,80 m	bis 50 cm

hingeneigte Schichtung, wurde also wohl am meisten gestampft. Andererseits ließe sich diese Schrägschichtung aber auch durch nachträgliche Erdbewegungen bei der Verrottung des Pfostens erklären. Zwei dunkler gefärbte lehmige Schmitzen am Boden der Pfostengrube rühren wohl von einer nochmaligen Ausräumung der Pfostengrube kurz vor dem endgültigen Einsetzen des Pfostens her. Am Boden der Pfostenrampe macht sich gelegentlich eine schwarzfarbige Erdspur (modriges Dunkelbraun) bemerkbar, so bei den Profilen E F und H J, vor allem aber zwischen Profil A B und dem eigentlichen Standloch des Pfostens, wo diese Verfärbung unzusammenhängend streifenartigen Charakter hatte. Kleinste Partikelchen rot gefärbter Erde würden dafür sprechen, daß der Pfosten, dessen unteres Ende vermutlich angeglüht war, noch nicht völlig erkaltet war, als er eingeführt wurde. Holzkohleteilchen sind also wohl beim Einschieben des Pfostens am Erdreich hängengeblieben. Sie finden sich auch am Boden der beiden seitlich des Pfostens bemerkbaren grauen Schmitzen, die ebenfalls mit solchen kleinen Holzkohlerestchen durchsetzt sind und daher (wie oben dargelegt) wohl erst noch einmal beim Aufrichten des Pfostens aus der Grube weggekratzt wurden.

Gelegentlich, so schon im Planum, aber auch im Schnitt, machten sich kleine Partikelchen von verbrannter Erde und kleine Einsprengsel von Holzkohle bemerkbar, die vielleicht von dem Feuer zur Ankohlung des Balkens oder auch von Opferfeuern herrühren. Der Abraum des Feuers wurde mit in die Pfostengrube geworfen. Ebenso finden sich in ihr einige vorgeschichtliche Scherben. Eine solche trat bereits über dem Planum zutage. Auch im Pfostenloch und in der Pfostenrampe lagen einige kleine Scherben, die nach Machart und Schmauchung am ehesten hallstattzeitlich sein werden. Einige zeigen Risse und Sprünge von nachträglicher Feuereinwirkung. Ebenso traten in der Aufschüttung unter der Pfostengrube noch einige völlig verwitterte, wohl gleichfalls hallstattzeitliche kleine Scherben zutage.

Ob die festgestellte Pfostenstandspur die einzige innerhalb des Plateaus bildet, ist nur mit einiger, leider nicht mit vollständiger Sicherheit zu sagen. Eine weitere Freilegung des Innenraums schien aus forstwirtschaftlichen Gründen nicht tunlich. Hätten mehrere Pfosten dicht beieinandergestanden, so hätten sich vermutlich ihre langen Rampen in den zahlreichen Schnitten und bei den guten Beobachtungsmöglichkeiten in dem hellen Boden der Feststellung nicht entziehen können. Das gleiche gilt für einen ganzen Pfostenkreis.

Zeitstellung und Deutung

Die Scherbenfunde in der Plateauaufschüttung ergeben einen Terminus post quem für die ganze Anlage. Es fanden sich drei eindeutig bestimmbare Randstücke der jüngeren Urnenfelderkultur (Hallstatt B) sowie eine Randscherbe, die der späteren Urnenfelder- (Hallstatt C/D) oder der ersten Hunsrück-Eifel-Kultur (Hallstatt D) angehören wird. Aus deren Einlagerung war nicht eindeutig zu entnehmen, ob sie gleich bei der Plateauaufschüttung in höhere Lagen derselben hineingeriet oder ursprünglich auf der Oberfläche des Plateaus lag und dann von den auseinanderfließenden Erdmassen zugedeckt wurde. In beiden Fällen gibt diese Scherbe einen sehr genauen Zeitmesser ab. Jüngere Scherben fehlten in der Aufschüttung völlig. Die Scherbenfunde im Graben beginnen nun wieder mit Scherben der letzten Hallstattstufe (Hallstatt D; Hunsrück-Eifel I) und setzen sich dann über Funde der zweiten Hunsrück-Eifel-Kultur und der Spät-La-Tène-Zeit bis in die römische Zeit hinein fort. Damit ist die ganze Anlage eindeutig in die letzte Hallstattepoche (Hallstatt D) datiert. Wahrscheinlich wurde mit der Aufschüttung des Plateaus

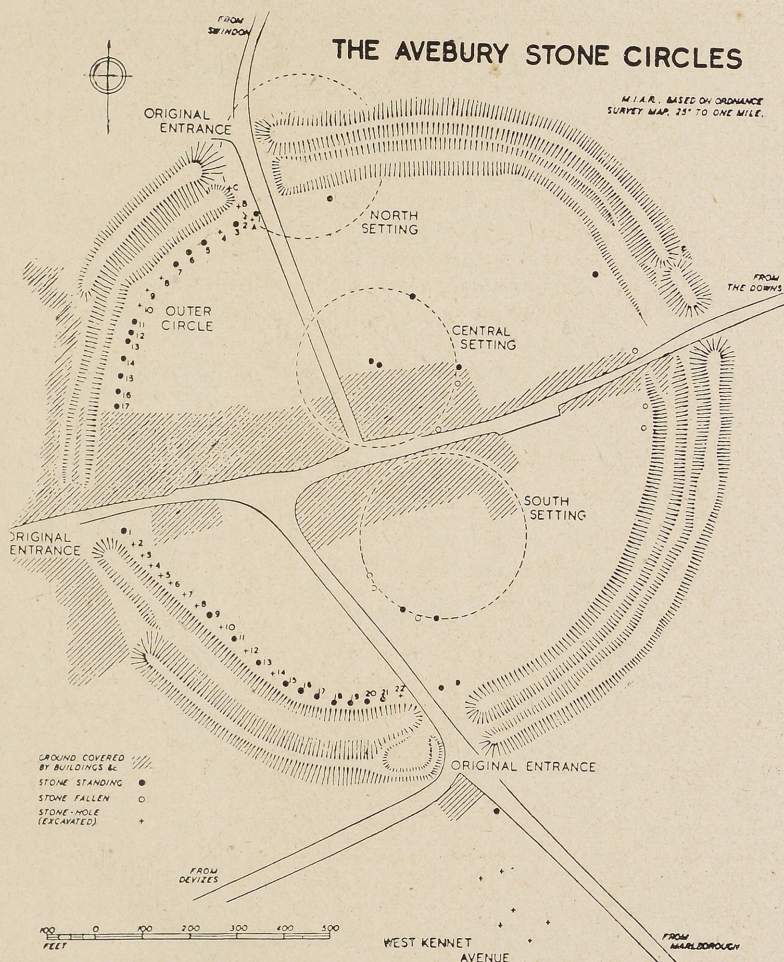


Abb. 5. Henge-Denkmal von Avebury, Wiltshire (nach A. Keiller).

bereits in der jüngeren Urnenfelderzeit begonnen, was die Funde dieser Zeitstufe gerade in den tieferen Lagen der Aufschüttung zu bezeugen scheinen. Die Anlage des Heiligtums datiert also in die gleiche Zeit, in der auch die ersten Bestattungen in dem anschließenden Hügelgräberfeld vorgenommen wurden. Diese Tatsache scheint von einiger Wichtigkeit. Da die Stätte des Goloringes für diese große Rundanlage wegen der Geländeschwierigkeiten im Westen nicht ganz günstig ist, zur Zeit der Errichtung aber noch der größte Teil der Bassenheimer Höhe von Grabhügeln frei war, so wird die besondere Heiligkeit dieser Stätte vielleicht in noch ältere Zeiten hinaufreichen. Eine spätere Ausgrabung wird einmal zu untersuchen haben, ob sich unter der Plateaufaufschüttung nicht vielleicht bronze- oder sogar jungsteinzeitliche Anlagen verbergen.

Die Deutung läßt sich erst nach der Betrachtung der Parallelen schärfer fassen. Immerhin sei hier schon kurz zusammengefaßt, welche Schlüsse sich aus Anlage wie Lage des Denkmals gewinnen lassen. Der nicht fortifikatorische Charakter, der oben eingehend nachgewiesen wurde, sowie das Fehlen jeder Siedlungsspur lassen an eine kultische Bedeutung denken, die durch die große Pfostenstandspur in der Mitte noch eindeutig unterstrichen wird. Die un-

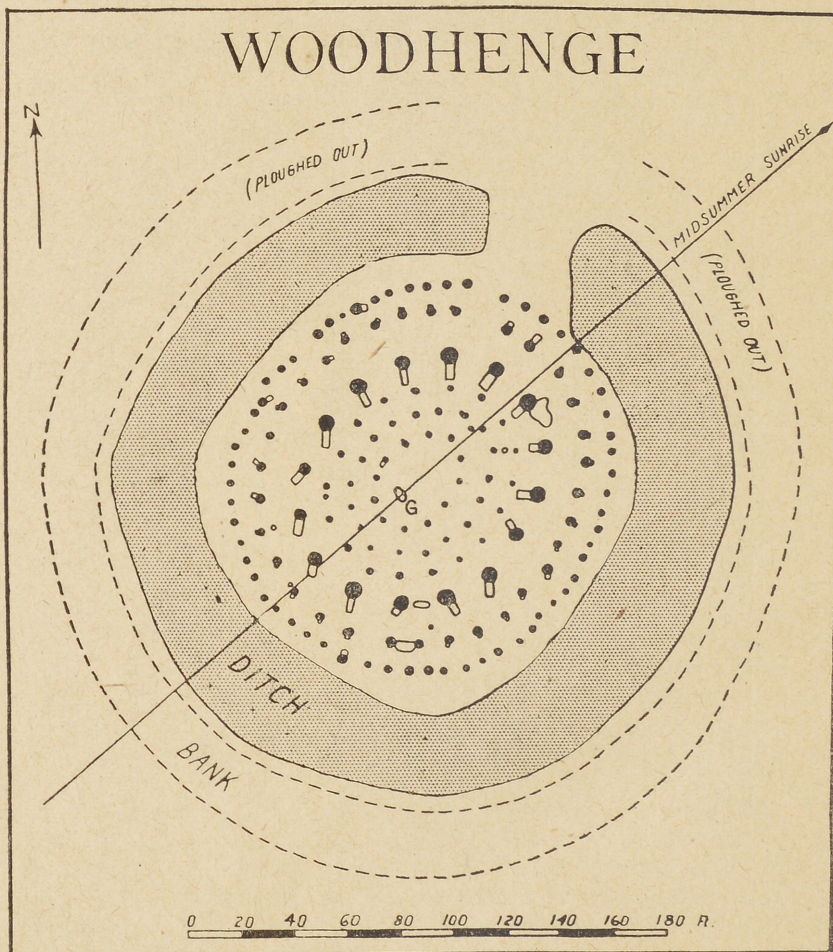
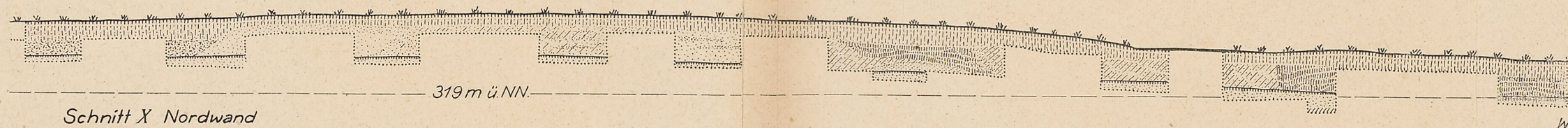
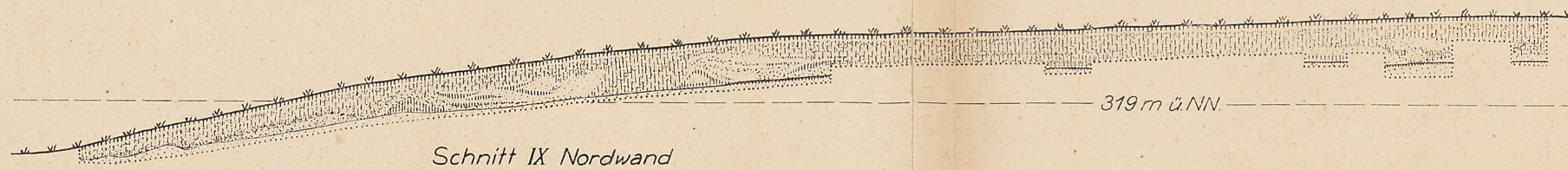
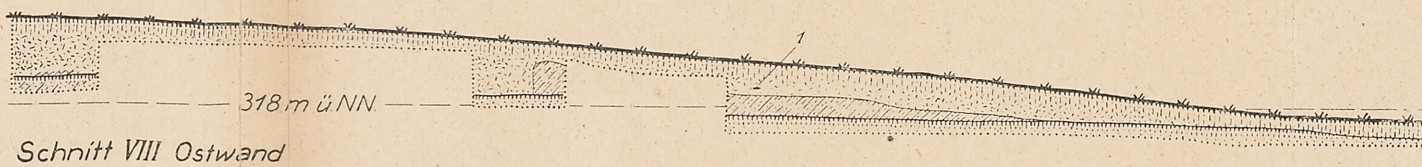
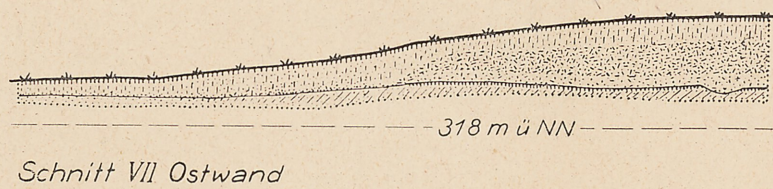
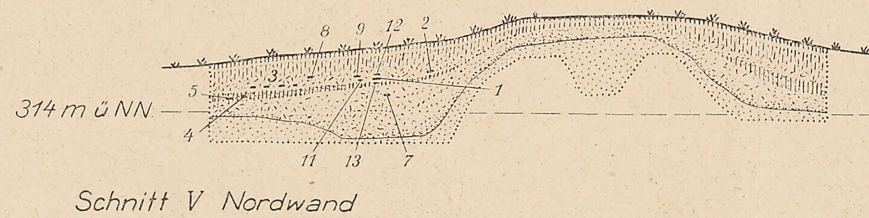
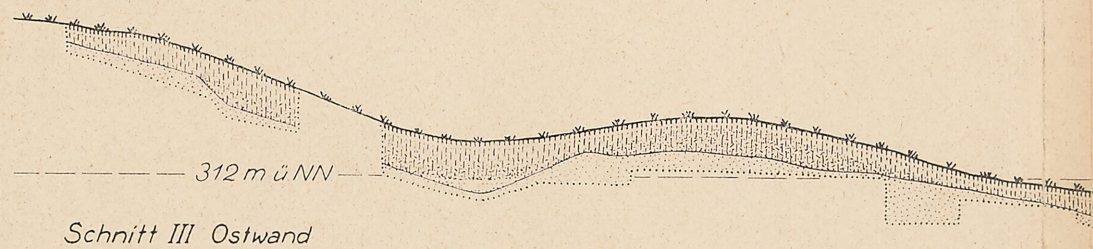
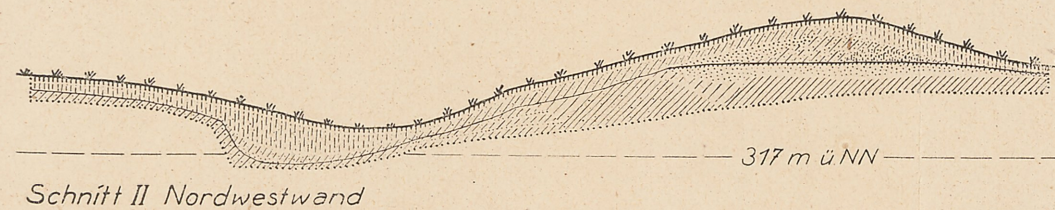
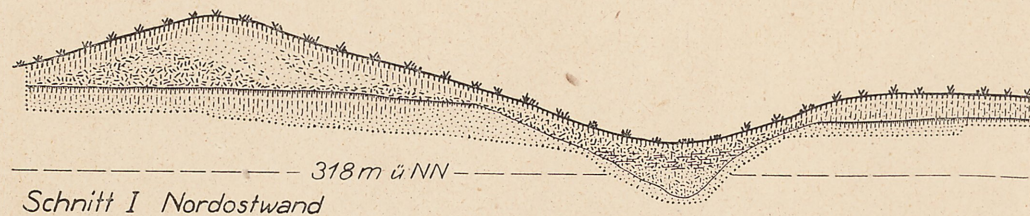


Abb. 6. Woodhenge, Wiltshire (nach G. Clark).

mittelbare Nachbarschaft zu dem Gräberfeld und die zeitliche Gleichstellung mit der Hauptmasse seiner Bestattungen läßt an eine Bedeutung unserer Stätte im Totenkult jener Zeit denken, die, wie die folgende Betrachtung zeigen soll, selbst in ihrem ganzen Aufbau an Elemente des Grabbaus anklingt. Der Goloring selbst aber enthielt kein Grab. Er diente wohl nur als Feier- und Dingstätte. Das aber anscheinend nicht nur für das unmittelbar anschließende Gräberfeld, sondern weit darüber hinaus.

Ein weiteres Grabhügelfeld, das vom Goloring nur etwa 1 km in östlicher Richtung entfernt liegt, zieht sich durch den Walddistrikt 'Chorsang' (Gemarkung Kobern nördlich und südlich Höhe 313,4. Mbl. Bassenheim 3269) und umfaßt in mehreren Gruppen über 50 Grabhügel, darunter einen von etwa 50 m Durchmesser und über 5 m Höhe (Abb. 1). Auch diese Hügel werden in der Hauptsache der Hunsrück-Eifel-Kultur angehören. Ein Grabfeld der Urnenfelderkultur liegt etwa 1,25 km westnordwestlich des Goloringes¹. Weiter östlich, in der Nähe des Künster Hofes, finden sich große Hügelgräberfelder bei dem

¹ W. Rest, Bonn. Jahrb. 146, 1941, 250 ff.



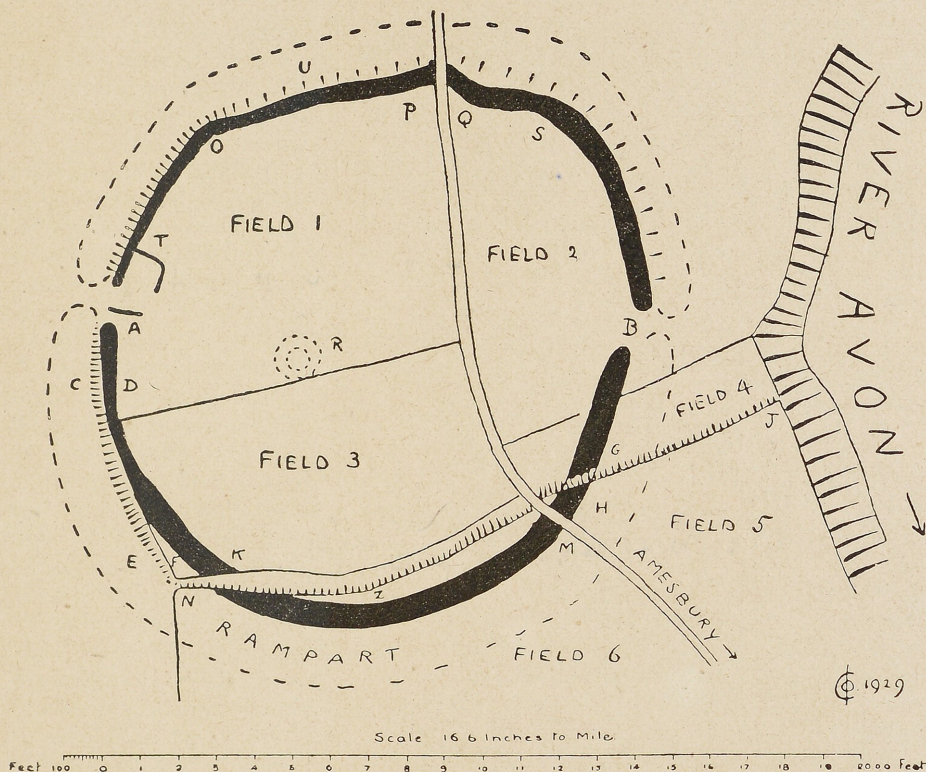


Abb. 7. Durrington-Walls, Wiltshire (nach O. G. S. Crawford).

sog. Grauwäldchen (Gem. Wolken, Landkr. Koblenz) (vgl. unten S. 357 ff.) und im Rübenacher Wald (Rübenach, Landkr. Koblenz). Ich möchte annehmen, daß der Goloring als Heiligtum für die ganze Umgebung, ja für weite Teile des Maiefeldes und des Neuwieder Beckens eine besondere Bedeutung besaß.

Der Goloring hat auf dem Kontinent unter den vorgeschichtlichen Anlagen, soweit ich sehe, kaum ein Gegenbeispiel aufzuweisen. Allenfalls könnte man an die merkwürdige Anlage im Camp de Condé sur Risle (Dep. Eure)¹, die aus zwei kreisrunden Gräben besteht, die einen flachen Innenraum von 14 m Durchmesser umgeben und an beiden Grabenkanten von einem flachen Wall begleitet werden, denken. Die ganze Anlage hatte sicher kultischen Charakter. Sie datiert wohl in die kelto-römische Epoche und ist mit einer der typischen Viereckschanzen umgeben. Auch diese hat Drexel² einmal als Heiligtümer angesehen, doch ist keine eigentliche Verwandtschaft mit unserer Anlage vorhanden. Eine gewisse Parallele könnte die sog. Ballerkuil (Balloo, Drente) darstellen, nach alten Berichten³ ein kreisrunder Platz, der mit einem hohen Erdwall umsäumt ist, inmitten eines Grabhügelfeldes liegt und als Gerichts- und Dingplatz eine große Rolle spielte. In neuerer Zeit scheint sich niemand mit diesem Denkmal befaßt zu haben. Vielleicht gehört er zur Gruppe jener neuzeitlichen Fest- und Dingplätze, die auch aus dem Rheinland bekannt sind

¹ L. Deglatigny, Documents et notes archéologiques 2 (1927) 53 ff. Taf. 18 f.

² Germania 15, 1931, 1 ff.

³ Nieuwe Drentsche Volksalmanak 1839, 214; 1843, 199.

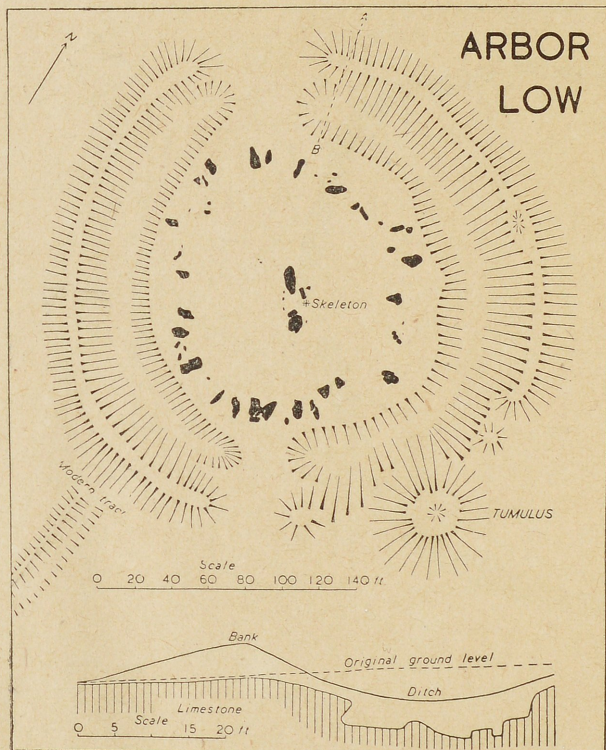


Abb. 8. Henge-Denkmal von Arbor Low, Derbyshire
(nach H. St. Gray).

shire) (Abb. 8)⁶, die Stripples Stones (Cornwall)⁷, Maumbury-Rings (Dorset)⁸, Knowlton-Circles (Dorset)⁹, Highworth-Circles (Wiltshire)¹⁰, zwei der Stennis-Circles (Abb. 9)¹¹, der Bull-Ring (Derbyshire)¹², King Arthur's Round Table (Westmoreland)¹³ sowie die Kreise von Corsey Bigbury (Somerset)¹⁴ und

(vgl. S. 117 ff.) und als entfernte Nachfahren unseres Denkmals immerhin eine gewisse Bedeutung besitzen.

Die allerstärksten formalen Übereinstimmungen bestehen jedoch mit einer Reihe englischer Heiligtümer, die von den englischen Archäologen heute unter dem Namen Henge-Denkmalersammengefaßt werden¹. Es handelt sich um kreisrunde ebene Plätze von etwa 30 m bis über 300 m Durchmesser², die mit Graben oder Wall oder beiden umgeben sind. Sie enthalten selbst keine Gräber, liegen aber inmitten oder in der Nähe von Hügelgräberfeldern. Die Heiligtümer von Avebury (Abb. 5; Taf. 15, 2)³, Woodhenge (Abb. 6)⁴, Durrington-Walls (Abb. 7)⁵, alle drei Wiltshire, sowie Arbor Low (Derby-

¹ Vgl. jetzt die Zusammenfassung von Clark, *Proc. Preh. Soc.* 2, 1936, 1 ff. Doch hat Clark nur die größten Anlagen dieser Art zusammengestellt. Die Maumbury-Rings und die Knowlton-Circles fehlen bei ihm, obgleich sie mit einer Reihe weiterer Anlagen unbedingt hinzuzurechnen sind.

² Da es sich meist um bekannte Denkmäler handelt, sehe ich von einer genauen Größenbezeichnung der einzelnen Stätten ab. Diese ist außerdem auf den wiedergegebenen Plänen angegeben, die die wichtigsten Anlagen umfassen.

³ H. St. Gray, *Archaeologia* 84, 1934, 99 ff.; A. Keiller, *Antiquity* 13, 1939, 223 ff. Abb. gegenüber S. 224.

⁴ M. E. Cunnington, *Woodhenge* (1929). Der hier wiedergegebene Plan bei Clark a. a. O.

⁵ O. G. S. Crawford, *Antiquity* 3, 1929, 49 ff. Abb. 3.

⁶ H. St. Gray, *Archaeologia* 58, 1903, 461 ff.

⁷ H. St. Gray, *Archaeologia* 61, 1908, 1 ff. Plan 1.

⁸ St. Pigott, *Antiquity* 13, 1939, 155 ff. Abb. 10.

⁹ Ders. ebda. 152 ff. Abb. 9.

¹⁰ 41 solcher Denkmäler auf verhältnismäßig engem Raum. Ihre große Zahl hängt vielleicht damit zusammen, daß zu jedem Fest eine neue Feststätte hergerichtet werden mußte, eine Vorschrift, die wir bei außereuropäischen Völkern öfter finden. Ihre Deutung als Viehweide ist unglaublich. Überhaupt liegen diese Denkmäler oft in Gruppen beieinander: Stonehenge, Woodhenge, Durrington-Walls liegen nahe beieinander, Gruppen von solchen Denkmälern bilden auch die Knowlton-, Stennis-, Thornborough- und Priddy-Circles.

¹¹ F. W. L. Thomas, *Archaeologia* 34, 1851, 88 ff.

¹² Vgl. Clark a. a. O. 42 f.

¹³ C. W. Dyson, *Trans. Cumb. and West. Antiqu. and Archaeol. Soc.* 11, 1891, 187 ff.

¹⁴ Clark a. a. O. 49.

Marden (Wiltshire)¹ besitzen neben dem Ringgraben einen Außenwall und bilden somit die nächsten Analogien zum Goloring. King Arthur's Round Table besitzt außerdem eine konzentrische runde Erdplattform im Innenraum. Lediglich Stonehenge (Abb. 10)², die Priddy - Circles (Somerset)³ und die Anlage von Litton-Cheney (Dorset)⁴ besitzen als Ausnahmen den Wall an der Innenseite des Grabens.

Gelegentlich umgibt auch nur ein Graben ohne Wall — der Aushub wurde wohl über eine größere Fläche verteilt —, wie bei zweien der Stenniskreise (Ring of Brodgar, Ring of Bookan [Abb. 9]), oder lediglich ein Erd- oder Steinwall, wie im Falle von Mayburgh, Westmoreland (Abb. 11)⁵, den Innenraum. Daneben finden sich zwei Gräben — wobei der innere immer mächtiger ist —, die den Wall umschließen: Arminghall (Norwich) (Abb. 12)⁶, Thornborough-Circles (Yorkshire)⁷, Hutton Moor (Yorkshire)⁸, Dorchester Circles (Oxfordshire)⁹. Die Heiligtümer besitzen gelegentlich nur einen Eingang (Stonehenge, Woodhenge, Arminghall, Mayburgh, Maumbury, Gorsey Bigbury). Besonders charakteristisch sind aber zwei einander gegenüberliegende Durchlässe durch Wall und Graben: Durrington-Walls, Arbor Low, Thornborough, King Arthur's Round Table, Ripon Moor (Yorkshire)¹⁰. Avebury besitzt drei sichere Eingänge ungefähr im Norden, Westen, Süden; einen weiteren vielleicht im Osten. Die Priddy-, Highworth- und zwei der Stennis-Kreise weisen überhaupt keinen Eingang auf. Manche dieser Heiligtümer besitzen außer den geschilderten Umfriedungen keine weiteren Einbauten (Thornborough-Circles, Dorchester-Circles, Durrington-Walls, Maumbury-Rings). Bei anderen treten Menhir- oder Pfostenkreise hinzu. Öfter begleitet ein solcher Menhirkreis den inneren Grabenrand (Avebury, Arbor Low, drei der Stennis-Kreise, Striplle Stones), oder der Menhirkreis steht direkt in dem Wall, wenn dieser sich an der Innenseite des Grabens hinzieht (Little Cheney). Es bleibt aber nicht immer bei diesem einen Kreis, er kann sich verdoppeln (Mayburgh)¹¹, und schließlich

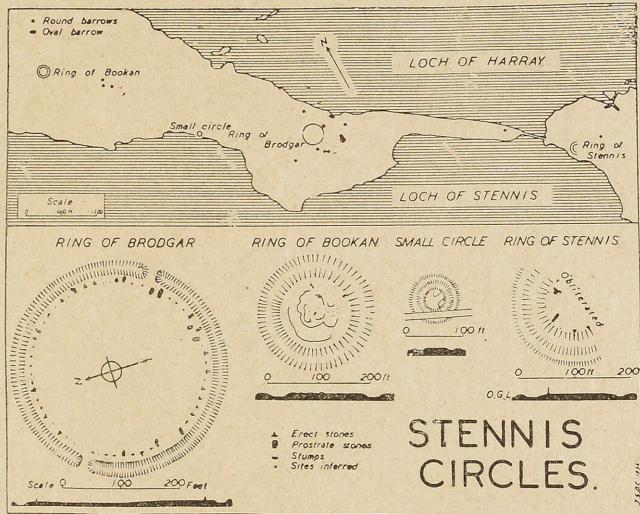


Abb. 9. Stennis-Circles (nach G. Clark).

¹ Clark a. a. O. 50.

² Vgl. dazu Clark a. a. O. 44 ff. Dort kurze Zusammenfassung und Hinweise auf die weitere Literatur.

³ Clark a. a. O. 50 f.; H. Allcroft, *Earthwork of England* (1908) 562 f. Abb. 189.

⁴ St. Pigott a. a. O. 143 ff. Abb. 4.

⁵ Dymond a. a. O.

⁶ Clark a. a. O. 1 ff.

⁷ Clark a. a. O. 51 Abb. 27.

⁸ F. & H. W. Elge, *The Archaeology of Yorkshire* (1933) 78.

⁹ O. G. S. Crawford, *Antiquity* 1, 1927, 469 ff. Taf. 1.

¹⁰ St. Pigott a. a. O. 140.

¹¹ In Nordwiltshire gibt es auch doppelte Menhirkreise ohne Hengestrukturen.

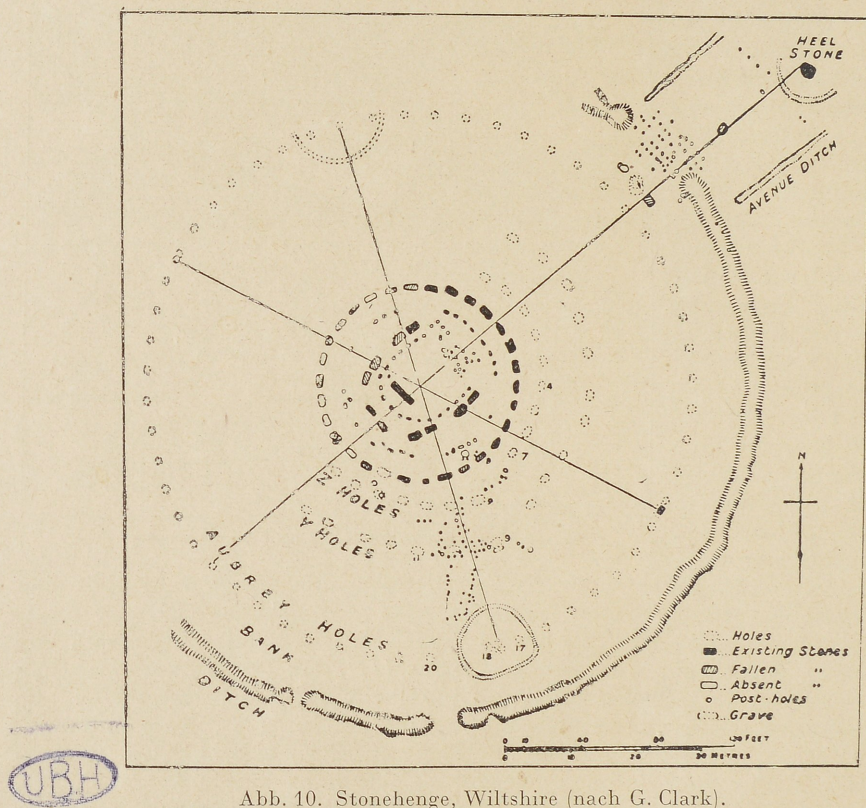


Abb. 10. Stonehenge, Wiltshire (nach G. Clark).

können solche komplizierten Innenbauten entstehen wie in Stonehenge oder Woodhenge oder dem Heiligtum auf dem Overton-Hill¹ bei Avebury. In Avebury selbst stehen im Innenraum zwei doppelte Menhirkreise nebeneinander². Stonehenge besaß zuerst neben Wall und Graben nur einen äußeren Kreis von Pfosten (?), die sog. Aubrey-Holes.

Nur wenige, darunter aber gerade die bedeutendsten Denkmäler lassen sich einwandfrei datieren. Avebury gehört in die Übergangszeit von Peterborough zur Becherkeramik³, in die gleiche Zeit das Heiligtum auf dem Overton-Hill und die Durrington-Walls. Auch Arbor ist wohl nicht älter, aber auch nicht jünger als die beginnende Bronzezeit in England. Wall, Graben und Aubrey-Holes in Stonehenge werden gleichfalls der Becherzeit angehören, und die Steinstrukturen der Mitte einem weiter fortgerückten Stadium derselben Zeit. Die Y- und Z-holes in Stonehenge datieren wohl in die Spät-La-Tène-Zeit. So lange Zeit hat dieser bedeutende Platz also seine Heiligkeit bewahrt. Auch Arminghall gehört in die Becherzeit, ebenso die Maumbury-Rings und Woodhenge, nachdem die grooved- und rusticated-Ware, die früher ein nachbecherzeitliches Alter nahelegte, sich selbst als becherzeitlich erwiesen hat⁴. Hutton Moor gehört wohl erst in die späte Bronzezeit. In einigen der Highworth-Circles wurden römische Reste gefunden, so daß die Sitte dieser Heilig-

¹ M. E. Cunnington, The Wiltsh. Mag. 45, 1931, 300 ff. Taf. 2. Heiligtum ohne Wall und Graben.

² Vgl. dazu S. 123.

³ Einzelheiten s. S. 108 f.

⁴ Clark a. a. O. 30.

tümer oder doch zum mindesten ihre Heilighaltung über die ganze vorgeschichtliche Epoche sich erstreckt.

Wenn oben gesagt wurde, daß der Goloring auf dem europäischen Kontinent kein Gegenbeispiel aufzuweisen habe, so gilt dies nur in bezug auf seine Ausgestaltung mit Wall und Graben, worin er eben ganz in die Gruppe der Henges gehört. Zweifellos verwandt sind Anlagen wie der Plattenring von Mykene oder das nach der Beschreibung bei Strabo von Götze¹ zeichnerisch wiederhergestellte Ustrinum Augusti (*Taf. 18, 3*). Die nächsten Parallelen finden unsere Henge-Denkmäler — ja die gesamte Gruppe der Kreisgrabenmonumente — in der sog. Mound-Kultur im Südosten Nordamerikas, die eine Reihe von Jahrhunderten vor der Ent-

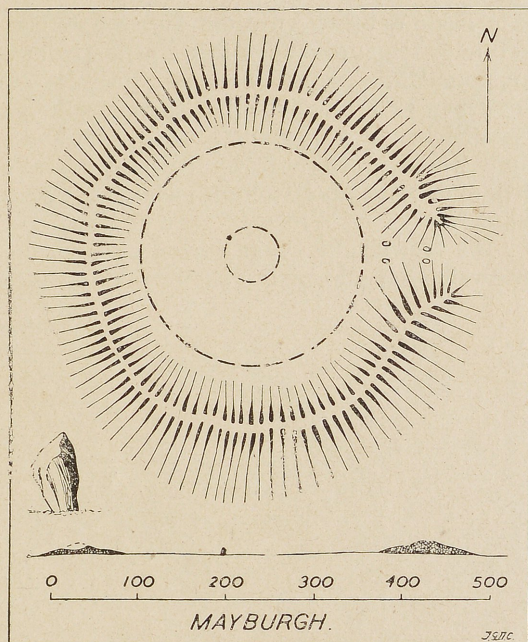


Abb. 11. Henge-Denkmal von Mayburgh, Westmoreland (nach G. Clark).

deckung geblüht hat². Schon ein flüchtiges Durchblättern des Inventarwerkes der Mound-Kultur von Cyrus Thomas³ zeigt zahlreiche Übereinstimmungen. Ich bilde hier ein Enclosure aus West-Virginia ab, das in einem Hügelgräberfelde liegt und aus einem Ringgraben mit Durchlaß im Südosten und Außenwall besteht und etwa 306 m im Durchmesser mißt: ein richtiges Henge (*Abb. 13*). Unwillkürlich sucht man nach direkten Verbindungsfäden zwischen der alt- und der neuweltlichen Henge-Provinz. Doch es gibt keine. Die Trennung in Raum und Zeit ist zu groß. In wenig Fällen wird das Problem der ethnographischen Parallelen so drängend wie hier. Wenn wir keine direkten historischen Beziehungen zwischen diesen beiden Gebieten annehmen können, heißt das nun, daß die Denkmäler unabhängig voneinander entstanden sind? Aber was heißt hier unabhängig? Die Verwendung von Wall und Graben als wesentliche Bauelemente hat in Amerika sicherlich nicht die europäischen Beispiele zum Vorbild. Die Gedanken, Vorstellungen und kultischen Voraussetzungen, die zur Herstellung solcher Rundheiligtümer führten, könnten aber in sehr viel ältere Zeiten zurück und in ihrer Verbreitung quer über die ganze Erde reichen und somit eine wurzelhafte Verwandtschaft bestehen lassen. Heute noch vollziehen sich in weiten Teilen der Erde, aber auch im volkscundlichen Bereich Europas, wichtige Versammlungen, volkstümliche Feste und Tänze in der Rundaufstellung oder in der Rundbewegung. Für jeden nur einigermaßen in Volks- und Völkerkunde Bewanderten ist es leicht, diese Aussagen an zahlreichen Beispielen mit Leben zu erfüllen. Als Einleitung zu den folgenden Betrachtungen sei hier das Bild der Landsgemeinde in Glarus wiedergegeben (*Taf. 17, 1*). Man sieht auf

¹ B. Götze, Ein römisches Rundgrab von Falerii (1939) 35 ff. Abb. 35 a.

² Eine allgemeine Übersicht über Ausbildung und Gliederung der Mound-Kultur gibt W. Krickeberg in: H. Bernatzik, Die große Völkerkunde III (1939) 72 ff.

³ Bureau of Ethnology, 12 Ann. Rep. 1890/91 (1894).

dem Bilde deutlich, wie die äußeren Kreise der Zuschauer auf einer runden Tribüne stehen (die eben ihre Form wieder aus der Rundaufstellung herleitet), um auch ihnen eine Übersicht über die ganze Versammlung und die Leiter derselben zu ermöglichen¹. Ein Erdwall wie in den Henge-Denkmalern würde den gleichen Zweck erfüllen. Diese Tribüne wird wieder abgebrochen und keine Spur würde in Zukunft von solchen Versammlungen zeugen, die aber die Tradition der Rundaufstellung wie der unbedeckten Rundanlagen weiterleben lassen².

Die verwickelte Frage nach dem Ursprung der Henges spaltet sich demnach in zwei: eine allgemein religions- und kultgeschichtliche und eine speziellere

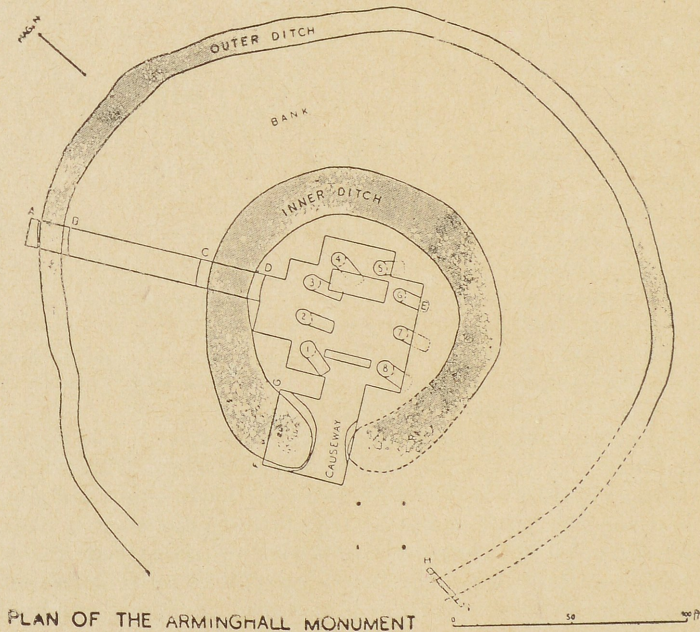


Abb. 12. Henge-Denkmal von Arminghall, Norwich (nach G. Clark).

nach der kennzeichnenden besonderen Ausgestaltung der hier behandelten Denkmäler, d. h. Wall und Graben, Menhir- und Pfostenkreise und -stellungen. Darin bilden die Henge-Denkmalern nur einen Sonderfall, gleichsam nur einen Wellenschlag in einem Meere ähnlicher weltweit verbreiteter Erscheinungen in Gestalt offener, unbedeckter Anlagen, als Versammlungsstätten, Festplätzen und Heiligtümern. Und auch diese stellen wieder nur einen Sonderfall der Hegung, der Umfriedung bedeutungsvoller Mittelpunkte dar, wie sie außer Festplätzen auch Städten und Dörfern, Gräbern, Besitztümern oder Personen, ganz allgemein bedeutungsvollen Stätten zuteil werden können.

Es gilt ein Stück Land aus einer profanen Welt herauszuschneiden und es einer neuen Bestimmung zu übergeben, ein Drinnen von einem Draußen zu scheiden. Wir müssen uns dabei freimachen von den uns geläufigen Begriffen und Vorstellungen von Bauen und Gebäuden und allein mit unserer Aufgabe

¹ Nach O. Spamer, Die deutsche Volkskunde II (1935) 182 Abb. S. 183.

² Eine Aufnahme aus einem anderen Jahr (bei A. van Scheltema, Die deutsche Volkskunst [1938] Taf. 4, 1) zeigt die Tribüne zum Längsoval ausgezogen und damit die Rundform im Kampf und in der Angleichung an den rechteckigen Platz.

unterdem weiten Himmel stehen, eingedenk all der mythischen Naturverbundenheit des primitiven Menschen. Und das Bild, das der Himmel gewährt, wie er in weitem Rund auf der Erde aufliegt, erweitert sich zum unsichtbaren, nurgedachten Weltbild von der runden Erdscheibe, die das Meer umfließt oder von gewaltigen Felsenwällen abgeschlossen wird, je nachdem ob Meer oder Gebirge den natürlichen Blick begrenzen. Und wie auf der einen Seite der Blick vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, Größeren weiterleitet, so verengert er sich auf der anderen Seite auf die nächste Umgebung und läßt das Bild der Welt im engeren Umkreis wieder erstehen als Umfassung eines bedeutungsvollen Mittelpunktes oder Ortes wichtiger Handlungen. Schon dadurch wird deutlich, daß diese Hegung selbst wieder nur als Kultmittel im verschiedensten religiösen Dienste gebraucht wird oder gebraucht werden kann (vgl. S. 115).

Jede Rundform ist aber in aktiver Rundbewegung gezogen¹. Auch diese findet ihr großes Vorbild am Himmel, vor allem im Laufe der Sonne, in geringerem Maße aber mit gleichsinniger Bewegung auch in der des Sternenhimmels. Und so wie die Sonne bewegt sich auch der Mensch im sakralen Umgang noch heute im Rundtanz im volkskundlichen Bereich, und der sakrale Turnus ist in den mannigfaltigen Prozessionen und Umgängen sowohl in den Hochreligionen wie auch bei den Naturvölkern und in den primitiven Kulturen als wichtiges Kultmittel noch voll im Schwang. Wohl in der überwiegenden Mehrzahl beginnen diese sakralen Umgänge im Osten und bewegen sich von links nach rechts über Süden, Westen, Norden im Sinne des Sonnenlaufes, wobei noch oft das Schwingen von Fackeln oder das Tragen von Lampen und Lichtern

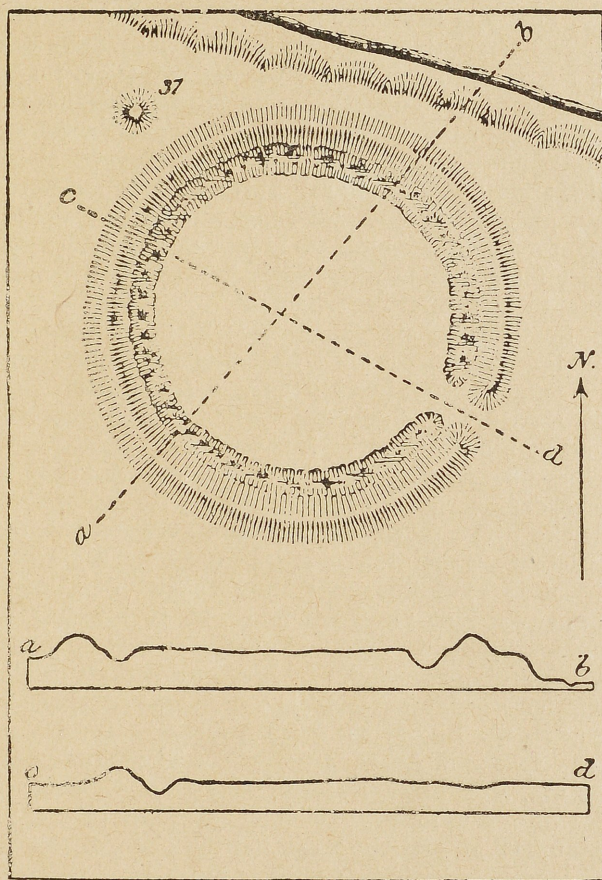


Abb. 13. Erdwerk aus West-Virginia, Nordamerika
(nach C. Thomas).

¹ Zum sakralen Umgang und Hegung vgl. u. a.: E. F. Knuchel, *Die Umwandlung* (1919); L. Frobenius, *Vom Kulturreich des Festlandes* (1923) 87 ff.; Goblet d'Alvila in Hastings, *Encycl. of Religions and Ethics* III (1910) 657 ff.; Müller-Bergström, *Hdwbeh. d. dtsch. Aberglaubens* III (1930/31) 1629 ff. unter Hegung; Sraberger-Schusser, *ebda.* V (1932/33) 462 ff. unter Kreis; C. Koch, *Frankf. Studien zur Religion und Kultur der Antike* III (1937) 23 ff.; G. Haseloff, *Offa* 3, 1938, 74 f.; A. Szabò, *Arch. f. Religionswiss.* 36, 1939, 135 ff.

oder auch die Bezeichnung des Umganges selber (Sunwise im Schottischen) den solaren Charakter eindeutig unterstreicht. Schwieriger zu erklären sind Umläufe im sonnenwidrigen Sinne, wie sie vor allem im Totenkult oder als Ausdruck schwarzer (unerlaubter) Magie begegnen. Sie sind vielfach reine Umkehrbräuche, weil sie dem Bereich des Toten oder des Verbotenen angehören, und beweisen somit nichts gegen die vorgebrachte Ansicht als solar bestimmte Handlungen (eine andere Erklärung soll unten besprochen werden). Solche Umgänge stellen nun gleichzeitig die Bindung an einen bedeutungsvollen Mittelpunkt und andererseits wieder die Abgrenzung zur Außenwelt hin dar, wie ja das Ziehen einer festen Umhegung wieder nur wie eine angewandte und dauerhaft gemachte Umwandlung erscheint.

So wird der eingehegte Bezirk zum Weltbild, zu einem verkleinerten Abbild innerhalb der großen Welt, zu einer Bühne für religiöse Handlungen. Durch Auf- und Untergang, Mittag und Mitternacht ist die Sonnenbahn und damit der Horizontkreis und das Weltenrund in vier markante Punkte untergeteilt. Und so nimmt es nicht wunder, wenn diese Vierteilung auch auf die Hegung selbst übergreift. Wall und Graben von Avebury haben vier Unterbrechungen nach den vier Himmelsrichtungen hin. Andere Beispiele folgen unten. In die gleiche Richtung schlägt es, wenn Stonehenge zum Sommersolstitium hin ausgerichtet erscheint.

Diese Vierteilung des Raumes und die Umgangsriten (besonders die im sonnenwidrigen Sinn) hat man nun auch als Ausfluß wenigstens ursprünglich lunarer Symbolik deuten wollen, der erst später weitgehend eine solare Deutung unterlegt wurde¹. Der Mond durchläuft in nicht ganz 27 Tagen $7\frac{3}{4}$ Stunden den gesamten Tierkreis von Westen nach Osten und bietet dabei das eindrucksvolle Bild seines Phasenwechsels, das (wenn auch mit Schwierigkeiten) gleichfalls zum Ausgangspunkt der Vierteilung des Raumes genommen werden könnte. Doch ist der Mond, anders als die Sonne (im Tageslauf), weniger ein Messer des Raumes als vielmehr der Zeit (Monat! Mondjahr!). Die solaren Beziehungen zu den Umgangsriten und der Vierteilung des Raumes sind so zahlreich über weite Teile der Erde hin belegt, daß wir sie getrost als ursprünglich ansehen können².

Meistens wird die Umhegung eines solchen Festplatzes in wenig dauerhaftem Material ausgeführt worden sein, wie Volks- und völkerkundliche Beispiele zur Genüge lehren: Taue, Bänder, Blumengirlanden, Holzzäune, Hecken, ausgestochene Rasenstücke, einfaches Ziehen eines Kreises in die Erde, durch im Kreis gepflanzte Bäume oder Freihauen eines runden Platzes im Wald. Von all solchen Herrichtungen wird nichts übrigbleiben, was der Spaten wieder entdecken könnte. Und neben dem Gedanken der Hegung und seiner weltanschaulichen Fundierung, neben dem Weiterbestehen kultischer Forderungen mögen gerade solche wenig dauerhaften Hegungsformen auch von der baulichen Seite her die Tradition dieser Denkmäler bewahrt haben. Über lange Zeit hin erhalten blieben uns aber nur die Heiligtümer, die in dauerhaftem Material ausgeführt waren, in einer Bautechnik, die sich vielfach aus anderen Bautraditionen herleitete. So sind unsere Henge-Denkmäler wahrscheinlich vom neolithischen Festungsbau her beeinflußt (siehe unten), in dem der Gedanke der Hegung notgedrungen in dauerhafteren Formen sich manifestierte, und das gleiche gilt wohl für die Denkmäler der Mound-Kultur. Neben dem Festungsbau mag der Grabhügelbau, bei dem der Gedanke der Hegung und weltbild-

¹ Dazu vgl. Fr. Röck, *Anthropos* 25, 1930, 250 ff.

² Daß die Sonne im Laufe eines Jahres gleichfalls an allen Sternbildern, die der Mond im Laufe eines Monats durchläuft, vorübergeht und so gleichfalls zum Zeitmesser wird, braucht uns hier nicht zu interessieren, da nur für eine entwickeltere Kalenderkunde wichtig.

hafte Vorstellungen ja eine erhebliche Rolle spielen, bei der Entstehung der Henge-Denkmäler mitbeteiligt gewesen sein. Diese Frage soll uns unten noch beschäftigen. Auch der Menhirkreis als Umhegung eines Festplatzes hat dem Hegungsgedanken aus der megalithischen Denkmalstradition und dem ihr innewohnenden Verewigungsstreben heraus dauerhafte Formen verliehen. Der Menhirkreis ist eines der wichtigsten Elemente der englischen Henges geworden. Und so wird uns in Vorgeschichte und Geschichte die uralte Tradition der Rundplätze immer erst dann wieder greifbar, wenn sie in dauerhaftem Material, das aus anderen Bautraditionen stammt, ausgeführt oder überhaupt als wesentliches Element in verwandte Bauvorhaben übernommen werden. Im Plattenring von Mykene ist durch die Ausführung in Stein plötzlich ein Zeuge für das Bestehen von Riten und Vorstellungen weltweiten Charakters im Totenkult der mykenischen Kultur entstanden. Und ein Ähnliches gilt für das erwähnte Ustrinum Augusti. In beiden Fällen haben wohl entsprechende Hegungsformen der Grabhügel und Grabplätze ihren Einfluß geltend gemacht.

Eine großartige Entwicklung nahm die alte vorgeschichtliche Tradition unbedeckter Rundplätze und Bauten für Umwandlungsriten (verbunden mit einer Weiterentwicklung des Grabhügels) in den buddhistischen Stupen von Sanci bis zum Barabudur¹, da die sakrale Umwandlung zu einem der Hauptkultmittel des Buddhismus geworden ist.

Das schönste Denkmal, das in der Wurzel mit unseren Henges verwandt ist, stellt der 'große Himmelsaltar' in Peking dar, ein Werk der Mingdynastie (1368—1644) aus dem Jahre 1420. Das Bauwerk hat mehrfache Erneuerungen erfahren, wie es selbst auch wieder wohl nur eine Neufassung eines älteren Denkmals ist, wovon sich aber nichts erhalten hat. Es besteht aus drei kreisrunden — jeweils durch eine Balustrade abgeschlossenen — Terrassen aus weißem Marmor. Aufstiege und Durchlässe weisen nach den vier Himmelsrichtungen. Die Plattform der obersten Terrasse besteht aus neun Plattenringen, die die neun Himmel symbolisieren (*Taf. 18, 2* und *Abb. 14*)². Das ganze Werk ist also ein Abbild des Himmels und des Himmelsrundes und damit auch der Erde, auf der der Himmel aufliegt, und das gleiche wird klar auch von den Stupenbauten ausgesprochen.

Im Gebiet der südafrikanischen Ruinenkultur ist der sog. elliptische Tempel von Simbabwe das bemerkenswerteste Denkmal. In seiner ursprünglichen Gestalt besteht er aus einer mehrere Meter hohen Mauer, die in elliptischer Führung einen leeren Innenraum umschließt. Dieses Bauwerk ist seit langem bekannt. Erst die Suche nach den Vorstufen hat auch die hölzernen Gegenbeispiele in Gestalt runder bis elliptisch geführter, lehmverkleideter Palisadenmauern kennengelehrt, richtige Rundheiligtümer der behandelten Art³. Auch hier hat wohl der Festungsbau erst die steinerne Ausführung auch dieser Heiligtümer veranlaßt.

Nach dieser allgemeinen Übersicht und der Aufzählung charakteristischer Gegenbeispiele, die uns bei der Deutungsfrage erneut beschäftigen werden, müssen wir uns der spezielleren Frage nach dem Ursprung der Henges zuwenden.

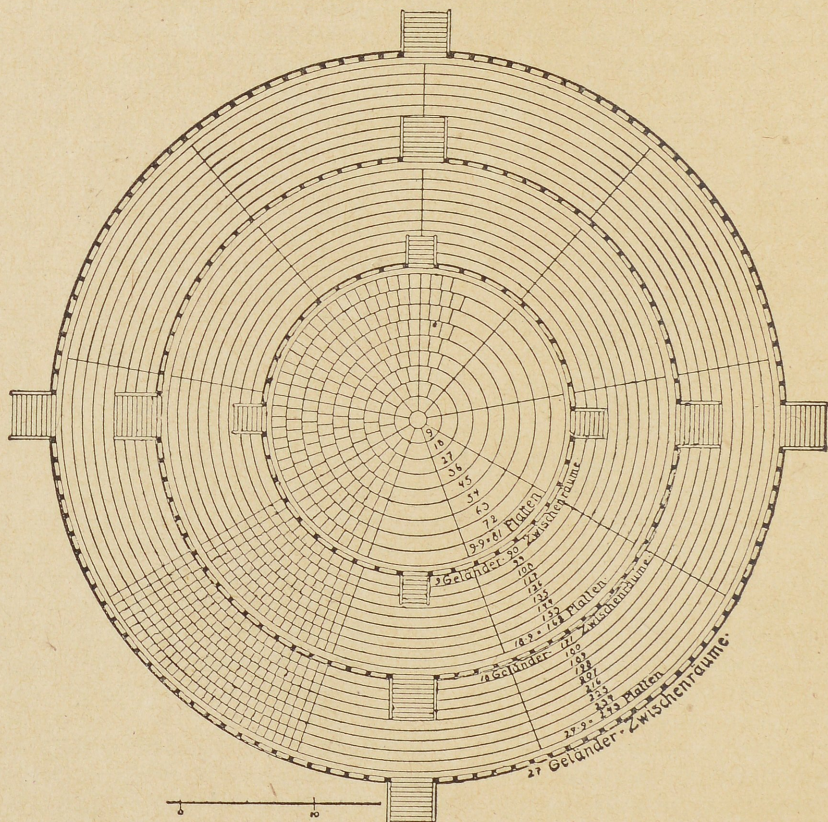
Es sind mehrere Kulturströme zusammengefloßen. Da ist zunächst ein Einfluß der Megalithkultur festzustellen in den Menhirkreisen, wenn auch ge-

¹ Vgl. die schematischen (in Einzelheiten oft fehlerhaften) Zusammenstellungen bei G. Combaz, *L'Evolution du Stupa en Asie*, Contr. nouv. (1935) Abb. 8, 9, 10.

² E. Boerschmann, *Smithsonian Report 1911* (Publ. Nr. 2124) 553 Fig. 5; O. Fischer, *Die Kunst Indiens, Chinas und Japans* (1928) Taf. 545 Plan S. 621.

³ L. Frobenius, *Erythraea* (1931) 199 ff. Abb. 1—4 auf S. 200 f.

rade deren Ursprung noch manche Rätsel in sich birgt. Callander¹ hat an schottischen Megalithgräbern zu zeigen versucht, wie der Steinkranz, der den Hügel umgibt, sich langsam von diesem zu lösen beginnt und ihn schließlich als freistehenden Menhirkreis umgibt (*Abb. 15*). Der bekannte Menhirkreis bei Callanish (Lewis)² berührt den Hügel mit der Grabkammer gerade noch an einem Punkt, einige Hügel der Clavagruppe (Strathnairn) sind dann in weitem



haft, daß der Menhirkreis mit seiner lockeren Stellung der Einzelemente zueinander und deren damit betonten individuellen Wertung aus einem rein architektonischen Bauglied der Orthostatenumstellung der Hügel hervorgegangen sein soll. Denn bei den erwähnten schottischen Gräbern ist neben dem Menhir auch noch der Steinkranz, der die Hügelaufschüttung zusammen-

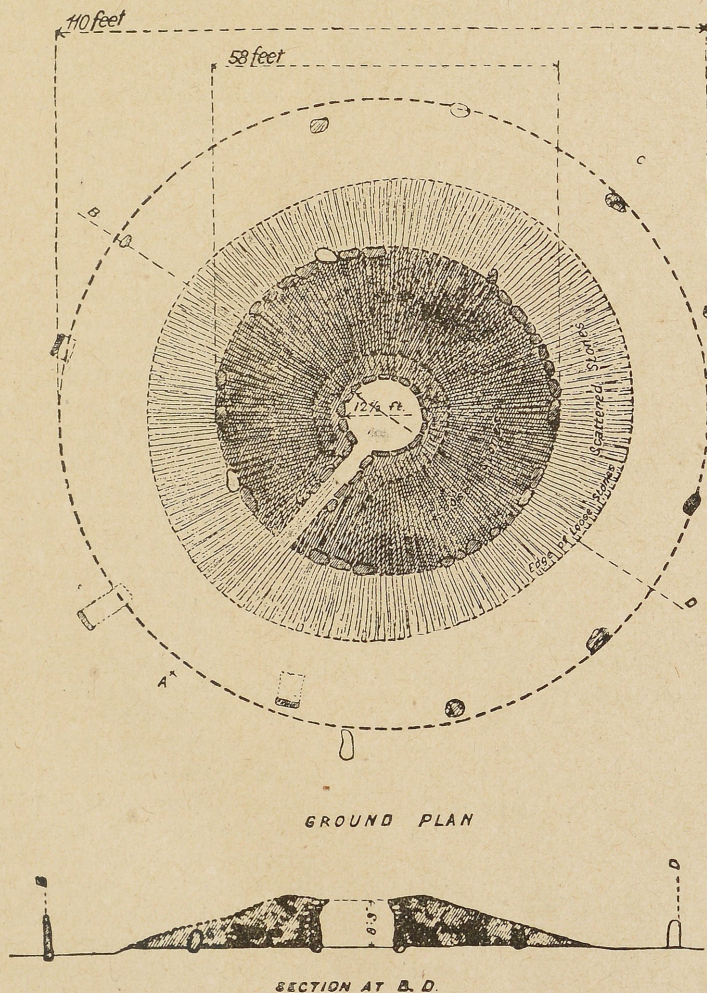


Abb. 15. Schottischer Grabbügel (nach J. Traper).

hält, durchaus vorhanden. Bei anderen schottischen Megalithgräbern stehen die Menhire innerhalb der Hügelaufschüttung und ragen nur mit den Spitzen heraus¹. Übersüttete Menhirkreise kommen auch in französischen Megalithgräbern vor. Das schönste Beispiel ist vielleicht das Ganggrab von Bryn Celli Ddu (Abb. 16) auf der Kanalinsel Anglesey². Unter dem Hügel liegt ein Kreisgraben mit einem Menhirkreis am inneren Rande. In dem Graben steht ein Steinkranz, der irgendwie einen Nachklang an die Orthostatenumstellungen

¹ Callander a. a. O. Taf. 7, 1. Chambered Cairn, Dun Bharpa (Barra).

² W. J. Hemp, *Archaeologia* 80, 1930, 179 ff.

der Megalithgräber darstellt und in den Eingang zu dem eigentlichen Megalithgrab hinleitet. Der Kreisgraben und der Menhirkreis sind zuerst errichtet worden, und der Graben war ursprünglich nicht als Standgraben für den Steinkranz gedacht, dessen Steine gar nicht bis auf die Grabensohle hinabreichen, sondern in eigenen Fundamentpackungen ruhen. Hier wird es m. E. deutlich, daß der Menhirkreis seinen Ursprung nicht im Grabbau hat, sondern zu diesem hinzugefügt ist.

St. Pigott¹ glaubt, daß die Sitte der Menhirkreise² zusammen mit den B₁-Bechern Abercrombys aus der Bretagne, wo zahlreiche Menhirkreise begeg-

nen, nach England gekommen sei, wo sie sich vor allem in Südwestengland, dann aber auch in Schottland und Irland bis in die späte Bronzezeit hinein gehalten hat. In Schottland sind sie vielfach noch mit den Nachfahren des megalithischen Grabbaus verbunden. Auch in England und Irland enthalten sie vielfach Flachgräber im Mittelpunkt des Innenraumes. Andere sind ohne Zweifel Festplätze. Sie weisen gelegentlich einen besonders großen Menhir im Innenraum auf, oder ein solcher steht außerhalb des Kreises in einiger Entfernung von diesem.

Ein anderer Strom der Becherkultur (A-Becher Abercrombys)³ kam — immer nach Pigott — vom Rheinmündungsgebiet nach England. Er brachte die Sitte der Grabenumfriedung mit und verschmolz in Wessex mit der B₁-Becherkultur, und hier bildete sich die Sitte der Henge-Denkmäler heraus. In Wiltshire treten uns dann auch die meisten, größten und frühesten Vertreter dieser Denkmalgruppe entgegen. Einige Anhaltspunkte scheinen für die Annahme von Pigott zu sprechen.

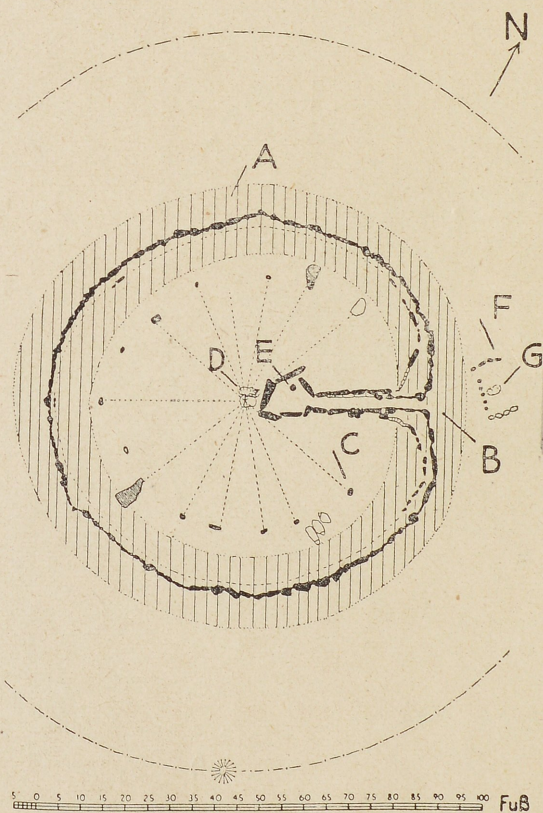


Abb. 16. Ganggrab von Bryn Celli Ddu, Anglesey (nach W. J. Hemp bei W. T. Kendrick).

Das Heiligtum auf dem Overton-Hill, das nie Wall und Graben besaß, einer der Innenkreise von Avebury und die Kennet-Avenue haben B₁-Becherscherben geliefert⁴. Außerdem zeigten neuere Untersuchungen⁵, daß Avebury zuerst aus drei Menhirkreisen bestand, die in einer Linie lagen — hier etwa ähnlich den Kreisen von Stanton Drew (Somerset)⁶, die Pigott auch in die Zeit der B₁-Becher setzen möchte —, aber keinen Graben und Wall aufwies

¹ Proc. Preh. Soc. 4, 1938, 57; ders., Antiquity 13, 1939, 141.

² Auf diese selbst gehe ich an anderer Stelle näher ein. Vgl. S. 122 Anm. 2.

³ Zur Bechereinwanderung nach England vgl. J. G. D. Clark, Antiquity 5, 1931, 415 ff.

⁴ Pigott a. a. O. 57; A. Keiller a. a. O. 228.

⁵ Vgl. D. P. Dobson, The Archaeology of Somerset (1931) 60 Abb. 6.

⁶ A. Keiller a. a. O. 227 f.

(Avebury I). Dieser kam erst später hinzu, wobei ein Menhirkreis zerstört, die beiden anderen in die Anlage einbezogen wurden. Auch der große 'Outer Circle' von Avebury wurde in dieser Zeit errichtet (Avebury II).

Oben wurde bereits auf die Möglichkeit hingewiesen, daß auch der Festungsbau auf die Umhegung der Henges Einfluß gehabt haben könne. Manche neolithischen Erdwerke, wie Combe-Hill (Sussex) (Abb. 17) oder Robin Hoods Ball (Wiltsh.), zeigen kreisrunde Gräben und Wälle und sind vielleicht selbst schon Heiligtümer gewesen¹. Schließlich war der Kreisgraben im neolithischen

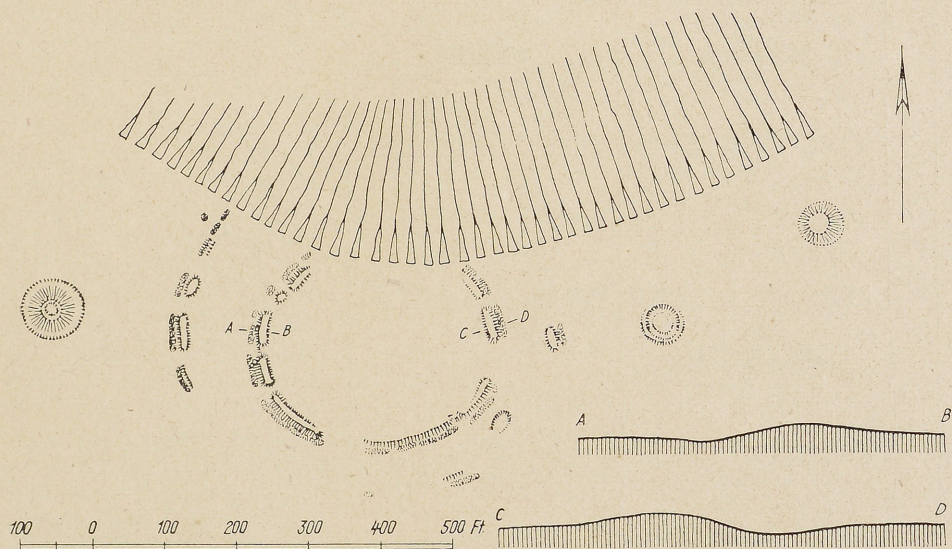


Abb. 17. Neolithisches Erdwerk Combe-Hill, Sussex (nach E. C. Curwen).

Grabbau Englands bereits in der Vorbecherperiode nichts Ungewöhnliches. Manche Langhügel zeigen als Ersatz der Orthostatenumstellung einen Umfassungsgraben und sind wohl aus den Aushubmassen dieses Grabens gebildet².

Wie schwierig und wenig geklärt alle diese Fragen heute noch sind, erhellt auch daraus, daß Childe³ die gesamten Menhirkreise der britischen Inseln aus den Holzstrukturen der becherzeitlichen holländischen Hügel herleiten will, deren Pfostenkreise und Palisaden in England dann in Stein übersetzt worden seien, während van Giffen⁴ diese umgekehrt für einen Reflex megalithischer Strukturen im kontinentalen Grabbau hält. Danach würde sich also auch in den Pfostenkreisen und Randpalisaden ein Einfluß der Henge-Denkmäler auf

¹ E. C. Curwen, *Antiquity* 4, 1930, 35 f. Abb. 5, 6.

² Zu diesen Hügeln vgl. u. a.: A Handbook of the Preh. Arch. of Britain (1932) 25 ff.; L. V. Grinsell, *The Ancient Burial-Mounds of England* (1936) 13 ff.; Stuart Pigott, *Antiquity* 11, 1937, 441 ff.; W. J. Hemp, *Proc. Preh. Soc. N. S.* 1, 1935, 108 ff.; Stuart Pigott ebda. 115 ff.; F. W. Grimes ebda. 2, 1936, 110 ff.

³ A. a. O. 110.

⁴ *Proc. Preh. Soc.* 4, 1938, 269. Dabei nimmt van Giffen allerdings an, daß die sog. Innenpalisade unter dem Hügel und direkt um das Grab (und wohl auch der Kreisgraben? J. R.) dem becherkulturellen Grabbau des Kontinents bereits vor Herausbildung der Henges eigen gewesen sei. Fr. Benesch (*Die Festung Hutberg* [1941] 41) leitet Kreisgraben und Palisadenzaun aus dem schnurkeramischen Grabbau her. (Ähnlich Childe a. a. O. 111 Anm. 1, der auf schnurkeramische Kreisgrabenhügel in Polen verweist. Vgl. auch Księga Pamiętkowa k. u. Prof. Demetrykiewicza [1930] 149, Taf. 14).

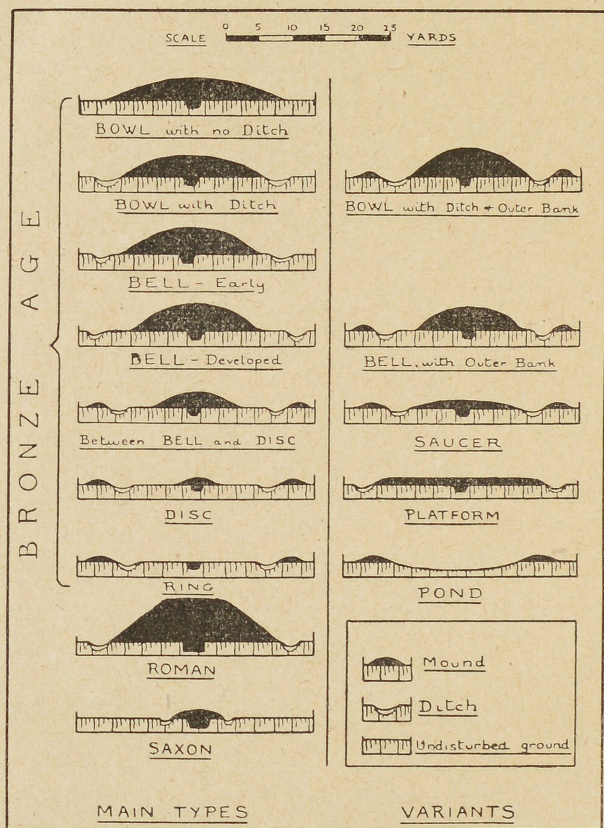


Abb. 18. Englische Grabhügelformen (nach L. V. Grinsell).

daß Wall und Graben der Henges möglicherweise aus dem Festungsbau stammen. Ebenso wäre es möglich, daß sie auf einen Einfluß des Grab(hügel)baus (Kreisgraben) zurückgeführt werden müßten, wie umgekehrt. Wie dem nun auch sei, auf keinen Fall sagt die Herleitung der baulichen Ausgestaltung ohne weiteres etwas über die Herkunft einer Sitte aus. Die Hegungen der Henges wie der Hügel sind in erster Linie auf den Hegungsgedanken selber zurückzuführen. Es waren eben dieselben Menschen, die aus einer einheitlichen Anschauung heraus Grabhügel und Henges, jedes zu seinem Zweck, schufen. Bald aber macht sich ein Einfluß der Henge-Denkmäler auf die Hügel in einer Verminderung des Hügel, die über das Stadium des disc-barrow zum ring-barrow oder auf einem anderen Weg zu saucer- und platform-barrow führt, recht eindeutig bemerkbar. Der Hügel verliert an Bedeutung gegenüber seinen Außenstrukturen, die typische Merkmale der Henge-Denkmale sind. Alle diese Formen treten bereits in der mittleren Bronzezeit auf. Besonders der disc- und ring-barrow spielt eine große Rolle. Auch durch seine Verbreitung beweist er seine Zugehörigkeit zu den Henge-Denkmälern, indem sich die Hauptmasse dieser

dem Kontinent erkennen lassen¹. So wichtig diese Frage an sich ist, so können wir sie beiseite lassen, da sich dieser Einfluß bei der Betrachtung besonderer Hügelformen sehr viel deutlicher und in bedeutungsvollerem Zusammenhang für die Betrachtung des Goloringes offenbart.

Abb. 18 gibt einen Überblick über die englischen Rundhügel von der Becherperiode bis in die sächsische Zeit². Der Kreisgraben hat sich dort wie auf dem Kontinent erstaunlich lange behauptet. Die Henge-Denkmäler sind etwa gleichaltrig mit den älteren bell-Hügeln. Die besondere Verwandtschaft zu den Henge-Denkmälern wird durch den Außenwall, den diese Hügel gelegentlich aufweisen, besonders deutlich. Hier stehen wir an einem Punkt, bei dem wir über Fragen nicht hinauskommen. Wir deuteten an,

¹ Über andere megalithische Einflüsse im mittel- und niederrheinischen Grabbau vgl. J. Röder, Germania 27, 1943, 14 ff.

² Nach L. V. Grinsell, The Ancient Burial-Mounds of England, Abb. 2 gegenüber S. 16. Zu beachten bleibt dabei, daß die englischen Archäologen heute alle Kreisgrabenhügel zur bell-Gruppe zusammenfassen. Zur Klassifikation der Grabhügel vgl. auch O. G. S. Crawford u. A. Keiller, Wessex from the Air (1928); Crawford, Antiquity 1, 1927, 419 ff.

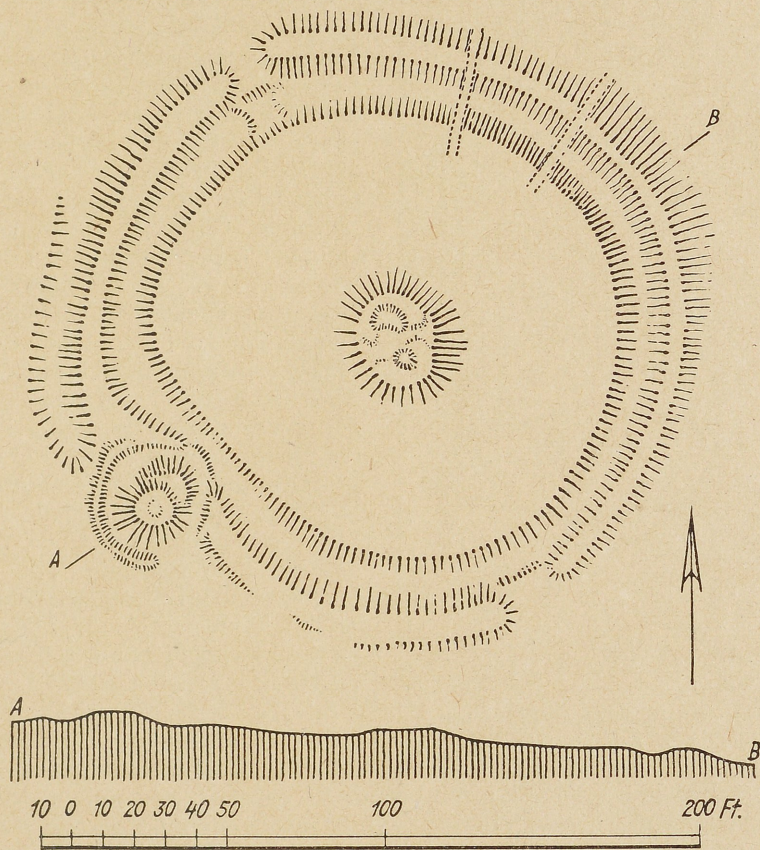


Abb. 19. Hügel auf Eggardon Hill, Dorset (nach St. Pigott).

disc- und ring-barrows in den großen Gräberfeldern um Stonehenge und Avebury gruppiert. Die Verbreitung strahlt dann südlich zur Hants- und Sussex-Küste hin aus. Ein weiteres Zentrum liegt in Norfolk¹.

Noch in anderer Weise macht sich ein Einfluß der Heiligtümer auf den Grabbau bemerkbar. So werden einzelne Hügel in weitem Abstand mit einem kreisrunden Graben umgeben, der im Falle eines Hügels zu Eggardon-Hill (Dorset)² sogar von einem Außenwall begleitet war und zwei einander gegenüberliegende Eingänge aufwies (Abb. 19) wie Arbor Low oder die Durrington-Walls. Der Hügel ist noch nicht ausgegraben. Von einem großen Graben mit Innenwall ist der Ysceifiog-Hügel (Flintshire)³ umgeben (Abb. 20), der ein

¹ Vgl. St. Pigott a. a. O. 90.

² St. Pigott, *Antiquity* 13, 1939, 152 Abb. 8.

³ C. Fox, *Arch. Cambr.* 81, 1926, 48 ff. Abb. 1. Ein weiteres Beispiel für eine solche Herichtung von Festplätzen um Grabbügel bietet der spätmittelbronzezeitliche saucer-barrow mit Pfostenkreis zwischen Grab und Graben von Bleasdale (Lancashire). Er ist von einem kreisrunden Palisadenzaun umgeben, zu dem der Hügel exzentrisch liegt (W. J. Varley, *Annals of Archaeology and Anthropology* 20, 1933, 187 ff. Abb. bei Clark a. a. O.). Zu Eskdale Moor wurden 5 Grabbügel in den Innenraum eines Menhirkreises einbezogen (*Victoria History ... A History of Cumberland* 245 Abb. gegenüber S. 245). Schließlich wurde ein nichtmegalthischer Longbarrow mit Kreisgraben zu Royston (Hertfordshire) wohl zur Becherzeit durch einen großen Graben mit einer Art Festplatz versehen (C. W. Phillips, *Proc. Preh. Soc.* 1, 1935, 101 ff.).

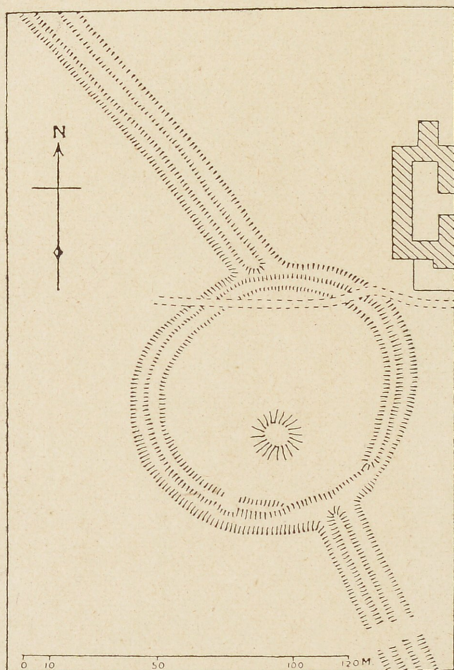


Abb. 20. Ysceifiog-Hügel, Flintshire
(nach C. Fox, Arch. Cambr. 81).

zeigen zwei Menhire des Blausteinkreises in Stonehenge Zapfen, die darauf schließen lassen, daß diese Steine ehemals in einem anderen Denkmal, das Architrave kannte, Verwendung fanden⁴. Diese Steine stammen nach den Forschungen von H. H. Thomas⁵ aus den Prescilly-Hills in Pembrokeshire, so daß enge Beziehungen zwischen Stonehenge (Wiltshire) und Wales (Pembrokeshire) sichtbar werden, die die Urne von Llandyssilio verständlich machen. Ein Urnengrab der mittleren Bronzezeit von Coolhill (Co. Cork, Irland)⁶ war von drei Kreisen kleiner Menhire umgeben, die durch kleine Steinstücke miteinander verbunden waren (Abb. 22) und also auch, wie die Urne von Llandyssilio, ein größeres Heiligtum in der Art von Stonehenge nachbilden sollten⁷. Im Grabbau des Kontinents ist ein solcher Einfluß zweifelsfrei in den sog. Ringwallhügeln festzustellen, die die nächsten Verwandten der englischen disc-barrows sind, wenn

auch bei den kontinentalen Anlagen der Ringwall meist, aber nicht immer an der Innenseite

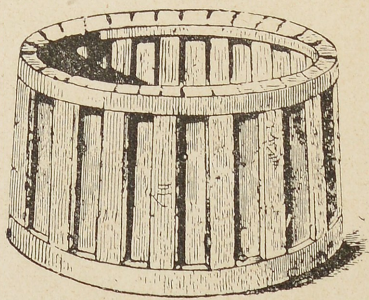


Abb. 21. Urne von Llandyssilio, Pembrokeshire (nach Boyd Dawkins).

Körpergrab ohne Beigaben und eine Nachbestattung der mittleren Bronzezeit enthielt. Sind in den ersten beiden Fällen zu den Grabhügeln die charakteristischen Außenstrukturen der Henge-Denkmäler hinzugetreten, so sind die Grabanlagen von Ballymeanoch (Crinan)¹ und Broomend of Crichtie (Aberdeenshire)² mit ihren becher- bzw. mittelbronzezeitlichen Bestattungen regelrechte kleine Henge-Denkmäler vom Typ Arbor Low oder der Durrington-Walls mit Graben, Außenwall und zwei einander entgegengesetzten Eingängen. Hier haben die Heiligtümer eindeutig auf die Ausgestaltung der Gräber eingewirkt.

Noch deutlicher wird dies bei der mittelbronzezeitlichen Urne von Llandyssilio (Pembrokeshire)³, die man gelegentlich als Miniatur-Stonehenge bezeichnet hat (Abb. 21). Sie bildet zweifellos einen Menhirkreis mit Architraven nach, ob nun gerade den Sarsen-Kreis in Stonehenge sei dahingestellt. Es muß auch noch andere Menhirkreise mit Architraven gegeben haben. So

¹ Vgl. Childe a. a. O. 110 f. Abb. 28.

² J. Ritchie, Proc. Soc. Antiqu. Scotl. 54, 1920, 154 ff. Abb. 5, 9.

³ Boyd Dawkins, Arch. Cambr. 67, 1912, 84 f. Abb. 14.

⁴ T. D. Kendrick, 21. Ber. RGK. 1931, 64.

⁵ Ant. Journ. 3, 1923, 239.

⁶ A. Mahr, Proc. Preh. Soc. 3, 1937, 362 Abb. 12.

⁷ Der ganze Aufbau ruhte sicher unter einem Hügel, wenn dies in dem alten Bericht von 1840 auch nicht ausdrücklich gesagt ist.

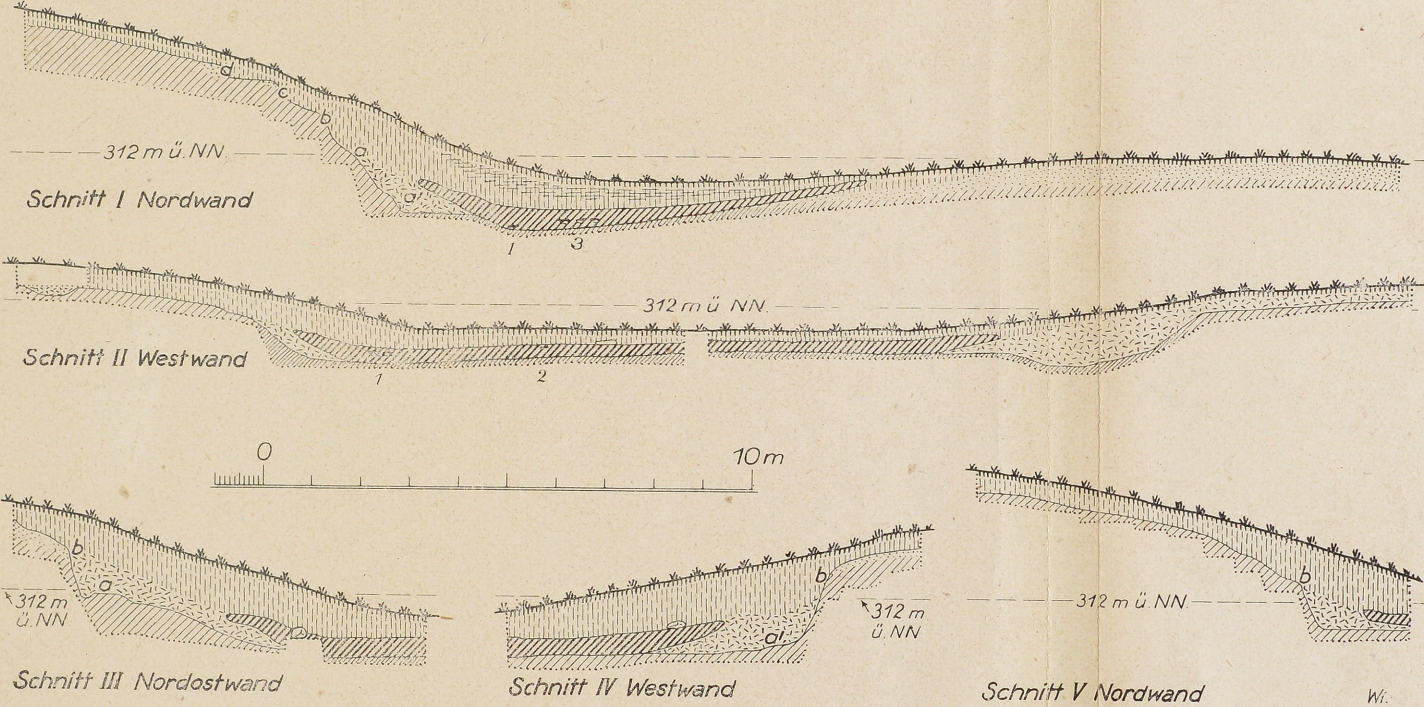


Abb. 1. Goloring, Suhle. Profile. Maßstab 1 : 150.

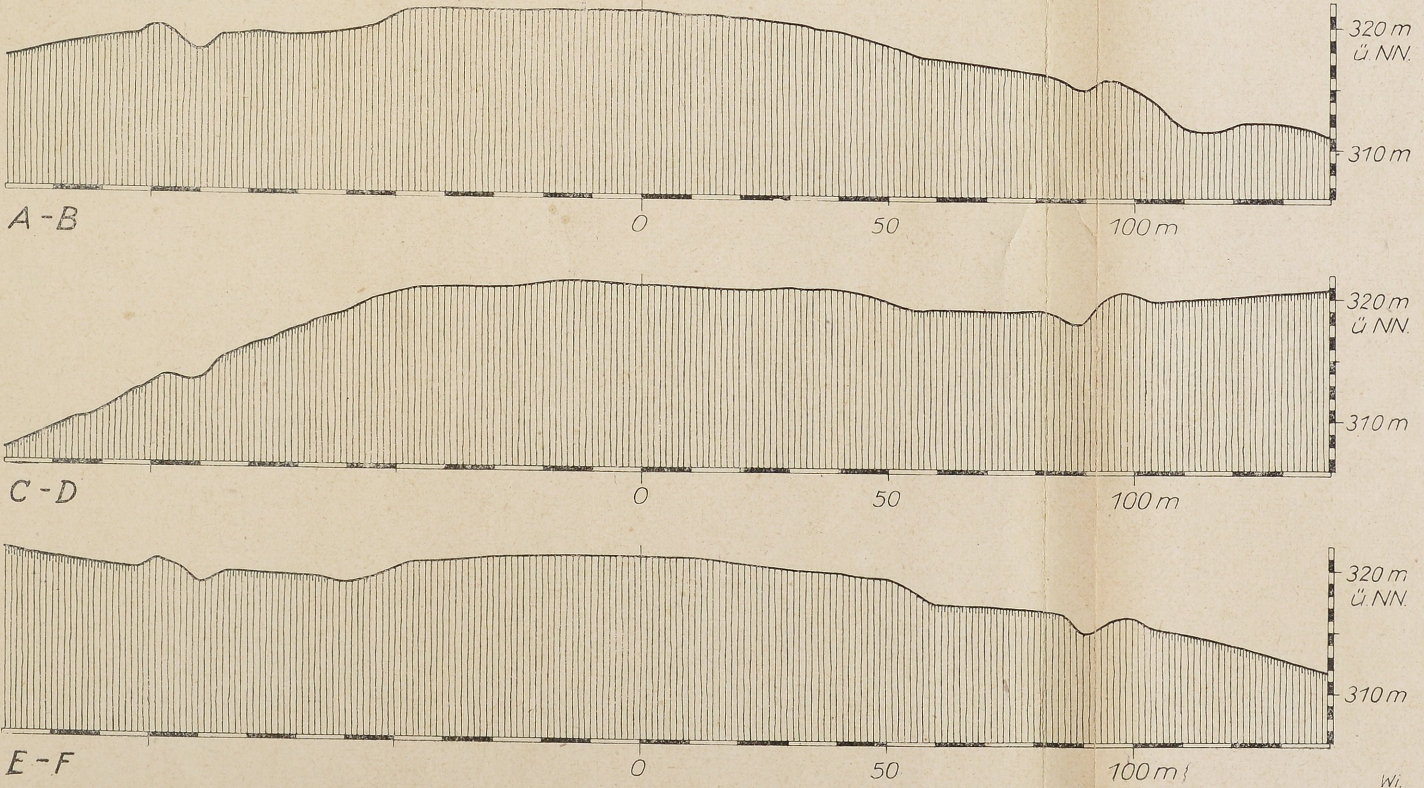


Abb. 2. Goloring, Drei Reliefprofile. Maßstab 1 : 1500.

des Grabens liegt¹. Sie sind auf dem Kontinent nicht sehr zahlreich, aber immerhin gut faßbar.

Aus Holland sind bisher, soweit ich sehe, vier Beispiele bekannt geworden, die alle der Bronzezeit angehören. Tumulus von Rechte Heide (Nord-Brabant) stellt das einfachste Beispiel eines solchen dar (*Taf. 18, 1*). Ein Kreisgraben mit daraus aufgeworfenem Innenwall umgibt den zentral gelegenen Hügel in der Art, daß zwischen Hügel und Ringwall noch ein kreisförmiger ebener Platz ausgespart erscheint². Hügel 5 von Heiken (Drente) zeigt den gleichen Aufbau, nur tritt am inneren Rande des Ringwalls noch ein Pfostenkreis von zwölf Pfosten hinzu, während um Hügel 18 auf dem gleichen Gräber-

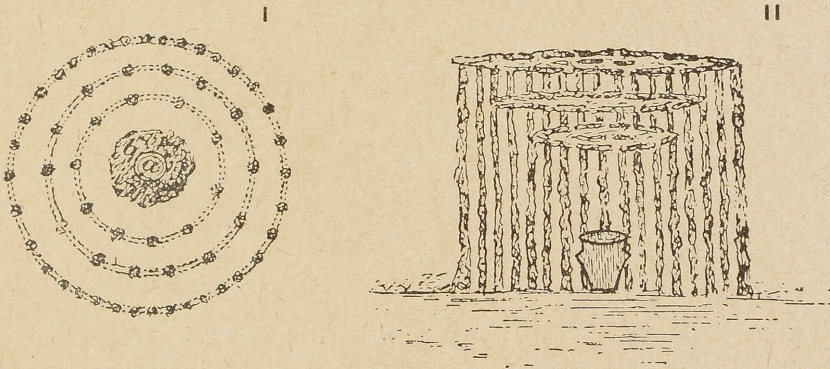


Abb. 22. Urnengrab von Coolhill, Irland (nach A. Mahr).

feld sich eine ganze Palisade an der Innenseite des allerdings nicht ganz sicher nachgewiesenen Ringwalls hinzieht³. Hügel 2 von Balloo (Drente), in seiner ursprünglichen Anlage (der Hügel hat noch nachträgliche Überhöhungen erfahren) wiederum ein Ringwallhügel der geschilderten Art, besaß im Unterschied zum Tumulus von Hijken einen Pfostenkreis von 14 Pfosten außerhalb des Ringgrabens⁴.

Der von H. Hoffmann⁵ als Beispiel eines Ringwallhügels angeführte Hügel 4 vom Radberg bei Hülsten (Westfalen) kann nach dem Grabungsbericht von H. Kroll⁶ doch kaum als solcher gelten. Der Hügel ist mit einem halbkreisförmigen Graben und ähnlich gestaltetem Innenwall umgeben, unter dem sich Spuren einer zweireihigen Palisade bemerkbar machten. Kroll glaubt, daß die Pfosten durch Flechtwände verbunden waren, die den Wall ehemals mauerartig zusammenhielten. Schon die nicht in sich geschlossene Form von Wall und Graben spricht gegen einen eigentlichen Ringwallhügel. Eher hat man hier eine halbkreisförmige Sitzbank um das Grab errichtet, wie sie auch anderwärts vorkommt⁷.

Auszuscheiden hat m. E. aus unserer Betrachtung ein Hügel von Altenrath (Siegkreis), der als Ringwallhügel in die Literatur eingegangen ist⁸. Die Abb. 1

¹ Es ist hier ein Schwanken in der Bauweise festzustellen, die uns auch in England selbst gelegentlich begegnet. Auch dort gibt es disc-barrows mit Innenwall genau so wie Henge-Denkmäler mit Innen- oder Außenwall.

² A. E. van Giffen, *Proc. Preh. Soc. Cambridge* 4, 1938, 263 ff. Abb. 6 Taf. 49.

³ van Giffen a. a. O. 258 ff. Abb. 2—5 u. Taf.

⁴ van Giffen, *Nieuwe Drentsche Volksalmanak* 53, 1935, 94 ff. Taf. 3.

⁵ VI. Intern. Kongr. f. Arch. Berlin 1939 (1940) 319.

⁶ *Germania* 22, 1938, 87 ff. Abb. 6. ⁷ Vgl. J. Röder, *Germania* 27, 1943, 15 f.

⁸ van Giffen, *Proc. Preh. Soc. Cambridge* 4, 1938, 265; ders., *Westfalen* 1, 1938, 118; H. Hoffmann, VI. Intern. Kongr. Arch. Berlin 1939 (1940) 319.

bei Rademacher¹ läßt aber allerhand Zweifel offen. Der kleine Randwall um das Grab ist möglicherweise nur als Aushub der Grabgrube zu deuten. Ebenso scheidet man den Hügel von Salenstein (Thurgau)² hier besser aus. Um das hallstattzeitliche Brandgrab ist ein Erdwall gelegt, der dann vom eigentlichen Hügel überschüttet wurde, also niemals den Hügel selbst umgab, wie es für die hier behandelten Denkmäler doch charakteristisch ist.

Dagegen sind noch einige Denkmäler anzuführen, die in diesem Zusammenhang noch nicht betrachtet wurden. Im Jahre 1941 wurde bei Urmitz ein Doppelkreisgrabenhügel ausgegraben, wobei ein genaues Studium der Profile des oberirdisch zerstörten Hügels ergab, daß dieser, vom inneren Kreisgraben begrenzt, mit einem Wall umgeben gewesen sein muß, der zwischen beiden Gräben lag³. Der äußere Graben barg eine Nachbestattung der späteren Hallstattzeit. Das eigentliche Grab war zerstört.

Bei Karlsruhe neben den Heidenstücken liegt ein großer Hügel, der rings von einem Gräbchen und einem äußeren Wall umgeben ist⁴. Nur eine Umwallung ohne Graben besitzt der Römer- oder Hexenbuckel im Jägerlinger Wald bei Schwanheim⁵. Sowohl im Bassenheimer Wald wie bei dem Grabhügelfeld von Bell (Kr. Simmern) stellte W. Rest⁶ bei je einem Hügel die Tatsache fest, daß der umgebende Kreisgraben erst nach Aufschüttung des Hügels in den Boden eingeschnitten wurde. Die ausgehobene Erde wird in diesen Fällen wohl auch zu einem Wall am äußeren Rande des Grabens aufgeschüttet gewesen sein.

Bereits in der Einleitung wurde der eigenartigen römischen Grabgärten Erwähnung getan, die speziell in der südlichen Rheinprovinz recht häufig sind⁷. Ein viereckiger Grabbezirk ist von einem Graben mit Außenwall umgeben. Genau so wie die Viereckform des Grabbezirks bereits in der Eisenzeit auftritt⁸, so wird sich auch die Sitte des Außenwalls aus der vorgeschichtlichen Zeit herleiten, und die oben angeführten Beispiele weisen den Weg.

Der Bagedanke der Henge-Denkmäler hat sich also in dem Hauptausbreitungsgebiet der Kreisgräbenhügel bis in die römische Zeit hinein gehalten, wenn auch die Belege für die einzelnen Zeiten in diesen eigenartigen Ringwallhöhlen noch nicht allzu zahlreich sind. Leider können wir im Augenblick noch nicht sagen, ob die Tradition der nicht sepulkralen Henges selbst etwa bereits zur Bronzezeit auf den Kontinent verpflanzt wurde, oder ob sich ihr Einfluß auf den Grabbau beschränkte, und ob der Goloring aus einem besonderen Bedürfnis aus den im Grabbau überlieferten Formen heraus neu gestaltet wurde.

Die Untersuchung über die Entstehung der Henge-Denkmäler und ihr Verhältnis zum Grabbau gab bereits gewisse Hinweise auf ihre Bedeutung. Da sie nicht aus dem Grabbau entstanden, vielmehr sich mit diesem parallel entwickelt und in der Folgezeit hingegen auf die Ausgestaltung der Gräber eingewirkt haben, so können sie auch schwerlich einem reinen Ahnenkult geweiht gewesen sein, wie dies vor allem Schuchhardt⁹ mit Nachdruck vertreten hat. Sie enthalten keine Gräber, sind also Heiligtümer und Feststätten ge-

¹ Mannus 24, 1932, 532 ff. Abb. 5.

² K. Keller-Tarnuzzer, 25. Jahresber. Schweiz. Ges. f. Urgesch. 1933, 71 ff. Abb. 8, 9.

³ Vgl. dieses Jahrb. unten S. 352 ff.

⁴ K. Gutmann, Beitr. z. naturkd. Forsch. in Südwestdeutschland 1, 1936, 278.

⁵ K. Gutmann a. a. O. 279.

⁶ Vgl. dieses Jahrb. unten S. 143.

⁷ Vgl. die Zusammenstellung durch W. Haberey, Bonn. Jahrb. 143/144, 1938/39, 431.

⁸ Vgl. A. E. van Giffen, Westfalen 1, 1938, 118 ff.; Behrens, Germania 14, 1930, 24 ff. mit weiteren Beispielen; W. Dehn, Kreuznach, Kataloge west- und süddeutscher Altertumssammlungen 7 (1941) 101; J. Röder, Germania 25, 1941, 229.

⁹ Alteuropa (1935) 82 ff.

wesen, deren Nachbildung im Grabbau nur so erklärt werden kann, daß in ihnen ein Götterschicksal gefeiert wurde, dessen Auswirkungen auch dem Toten zugute kam.

Zwei Wege stehen bei der Frage nach der Bedeutung der Henges und des Goloringes offen. Oben wurden einige verwandte Anlagen aus anderen Teilen der Welt beschrieben. Wir dürfen keine durchgehende Bedeutungsgleichheit erwarten. Wenn diese Anlagen nur einem in den Grundzügen gleichen Zweck dienen, wäre für die Erklärung und Deutung schon einiges gewonnen. Der andere Weg führt uns über die Betrachtung einer Reihe volkskundlicher Denkmäler, die direkte Nachfahren der Henges sein werden. Es wird sich zeigen, daß sich beide Wege wieder treffen.

Eines gilt es von vornherein festzuhalten. Wenn auch die Rundform und die sakralen Umgänge aller Art eindeutig solaren Charakter aufweisen, solarer Weltbetrachtung und Einstellung ihr Entstehen verdanken, so ist es doch nicht angängig, daraus für die hier in Frage stehenden Denkmäler einen direkten Sonnenkult zu postulieren. Sie entspringen einem Denken und Verhalten des Menschen im Bilde kosmischer Vorgänge und sind an sich mehr weltbildhaft-symbolischen oder auch magischen als direkt religiösen Charakters. Wir werden zwischen solarem Weltbild samt den dieses zum Ausdruck bringenden Kultmitteln und einem Sonnenkult in dem Sinne der Sonne als hoher Gottheit streng zu scheiden haben. Sie können zusammenfallen, müssen es aber nicht, tun es auch in den meisten Fällen nicht, wenngleich dies einmal in einem 'Zeitalter des Sonnengottes' der Fall gewesen sein mag. Jedenfalls sind aus der Sprache der Kultmittel der Kult und die religiösen Ideen, in deren Dienst sie stehen, nicht direkt ablesbar. Oben wurde auf die buddhistischen Stupen und Stupenterrassen mit ihren Galerien und Umgängen für sakrale Umwandlungen hingewiesen. Nun hat der Buddhismus natürlich nichts mit einem Sonnenkult zu tun. Die Umwandlungen des Stupa gelten der Verbindung des Gläubigen mit einer Reliquie des Buddha oder eines Heiligen seiner Kirche. Auch in den Prozessionen der katholischen Kirche oder des Islam werden oft solare Züge sichtbar. Und bei vielen Völkern der Erde, so etwa bei den Griechen und Römern, den Indern und Germanen der Spätzeit, spielten zwar Umgangsriten eine große Rolle, ohne daß uns weder in den Kulturen noch in den Mythologien dieser Völker der Sonnengott selbst als höchste oder auch nur überragende Gottheit entgegentritt.

So können wir aus den Heiligtümern selbst die religiösen Ideen, in deren Dienst sie stehen oder standen, nicht ablesen. Wir können uns auf Umwegen der Bedeutung nähern. Oben wurden als Gegenbeispiele der Plattenring von Mykene, das Ustrinum Augusti, die Denkmäler der Mound-Kultur, der Himmelsaltar in Peking und südrhodesische Festplätze genannt. Der Plattenkranz von Mykene allerdings verkehrt selbst in vorgeschichtlichem Zustand und bedarf der Deutung.

Das Ustrinum Augusti¹ ist nur aus der ganzen geistigen und sozialen Struktur der frühen Kaiserzeit verständlich. Alte und neue Vorstellungen und Formen sind hier zusammengefloßen. Es diente der *decursio*, dem Umlauf von Ritterschaft und Heer, die zu diesem Akt durch ihren Soldateneid religiös verpflichtet waren, als Zeichen der Bindung an den toten Imperator. Der tote Kaiser wird durch die *consecratio* dem Stammvater seines Geschlechtes, dem *sol invictus*, gleich. Sein Verbrennungsort (die Verbrennung gehört wohl selbst in den Kreis solarer Kultmittel) wird zum Sonnengrab und Tod und vergöttlichtes Weiterleben des Herrschers damit in das große Naturschauspiel (vom

¹ Goetze a. a. O. 35 ff.

täglichen Auf- und Untergang der Sonne) einbezogen. So hat die fast aus intellektuellen Ursprüngen in dem Suchen nach einer vergeistigten Religion und die im neuen Herrscherkult des Hellenismus wurzelnde Sonnenverehrung hier neue Blüten getrieben, die uralten Vorstellungen vom Tode eines Gottes und seiner Wiederauferstehung, wie sie in den Mysterienkulten gefeiert wurden, merkwürdig ähnlich sehen.

Die Denkmäler der Mound-Kultur Nordamerikas stehen nicht mehr im lebendigen Zusammenhang ethnographischer Kulturen. Sie bedürfen selbst der Erklärung und Deutung. Soviel ist jedenfalls sicher, daß die Henges der Mound-Kultur Fest- und Tanzplätze gewesen sind. Die Navaho, ein ehemals nomadischer, heute aber auch ackerbautreibender Volksstamm des Südwestens, kennen ein Fest, das zur Erklärung der Henges der Mound-Kultur nicht ohne Bedeutung ist, vor allem wegen der Herrichtung des Platzes, auf dem es gefeiert wird. Stellt er doch ein Henge in vergänglichem Material dar. Das Fest findet im Winter statt und wird auf einem Platz gefeiert, der in der Runde von einem Strauchgatter, einer Reisighecke, umgeben ist. Im Beginn zeigt diese nur im Osten einen Zugang. In der Mitte brennt ein Feuerstoß. Nach einem Umzug der jungen Leute um das Feuer, wobei ausdrücklich betont wird, daß dieser Umzug im Osten beginnt und über Süden, Westen und Norden wieder nach Osten zurückführt, folgen mehrere andere symbolische Tänze. Dann kommt die Sonnenaufgangszeremonie. 16 Männer scharen sich um einen Pfosten in der Mitte. Sie tragen das Bild der Sonne in einem Korb. Sie singen und tanzen dabei rund um den Pfosten, springen dann auseinander, und nun hebt sich das Sonnenbild vor aller Augen an dem Pfosten empor und sinkt nach einigen Minuten wieder zurück. Zweimal geht so die Sonne auf, dann hebt ein anderer Reigen an. Die befruchtende Gewalt der Sonne wird nun dargestellt. Aus einer Wurzel, die die Schauspieler vor aller Augen in den Boden pflanzen und die nichts weiter zeigt als ein grünes Keimbüschlein, zaubern sie eine große Pflanze mit mächtigem Blütenstand hervor. Immer wieder scharen sie sich um die Pflanze, und wenn sie auseinandergehen, sind die Blütenblätter herabgefallen und die Staude trägt prächtige Früchte, die eingesammelt werden.

Gegen Sonnenaufgang ein letzter Wirbel um den niederbrennenden Scheiterhaufen. Mit diesem Tanze endet die heilige Nacht. Wenn die Sonne aufgeht, ist das kreisförmige Strauchgatter, das am Abend nur im Osten ein Tor hatte, an vier Stellen offen, nämlich nach Osten, Süden, Westen und Norden¹.

Diese Vierteilung der Umfassung des Heiligtums läßt einerseits an Avebury, andererseits an den großen Himmelsaltar in Peking denken. Das Opfer auf dem Himmelsaltar selbst bildet nur einen Teil aus einer langen Folge von Zeremonien, die zur Wintersonnenwende stattfanden. Im feierlichsten Augenblick der ganzen Handlungen lag der Kaiser, der 'Sohn des Himmels', im Mittelpunkt des Altares, umgeben von den (in den Plattenringen symbolisierten) neun Himmeln vor seinem Vater, dem Himmel, auf dem Angesicht und flehte für die nächste Ernte². Solare Beziehungen werden auch hier deutlich. Das Opfer findet beim Aufgang der Sonne statt. Aber der Kult gilt nicht der Sonne, sondern dem Himmel.

In den Heiligtümern Südrhodesiens werden bei den großen Festen Opfer dem Monde und der Venus dargebracht als den großen Geschwister(gatten)-Gottheiten und den himmlischen Repräsentanten des männlichen und des weiblichen Prinzips und damit aller Fruchtbarkeit in der Natur. Menschen-

¹ Nach L. Frobenius, *Vom Kulturreich des Festlandes* (1923) 90 ff.

² Ausführlich bei J. J. M. de Groot, *Der Universalismus* (1919).

opfer bei ausbleibendem Regen und anderen Gelegenheiten sind Sinnbilder des kosmischen Dramas vom Sterben des Mondes und seiner Rettung durch die SchwesterGattin (die Venus), die ihm in den Tod folgt und ihn wieder erweckt, wie bestimmte Konstellationen von Mond und Venus gedeutet werden. In den Heiligtümern wurde auch eine genaue Gestirnsbeobachtung, vornehmlich der Venusaufgänge, betrieben¹.

Was hier an wenigen Beispielen gezeigt wurde, ließe sich leicht an erheblich zu verbreiterndem Material weiterverfolgen. Doch soll das nicht mehr an Hand völkercundlichen Materials erfolgen, sondern an europäischen Beispielen aus dem volkskundlichen Bereich geschehen. Der Himmelsaltar, die rhodesischen wie die amerikanischen Festplätze stehen im Dienst ausgesprochener Naturkulte, mag die entscheidende Gottheit auch in einem Fall der Himmel, in dem anderen die Sonne bzw. Mond oder Venus sein. Aus den solaren Zügen der Kultmittel lassen sich die Adressaten der Opfer nicht ablesen. Doch tritt das Jahreszeitdrama, die Fruchtbarkeit der Natur und ihre Beeinflussung durch Gebet, Opfer und dramatische Darstellung eindrucksvoll in den Vordergrund. Und im Ustrinum Augusti ist die Vorstellung von einem sterbenden und wieder erstehenden Gott auf den Verstorbenen und sein Schicksal hin bezogen, wenn anders die Deutung von Goetze nicht völlig fehlschießt.

Wir sahen, wie die Henge-Denkmäler selbst lange ihre Heiligkeit bewahrt haben. Ihr Baugedanke hat aber in England und Irland noch in späteren Zeiten nachgewirkt, und so findet sich eine große Zahl kreisrunder Plätze aus dem Mittelalter und der Neuzeit, die mit Wall und Graben umgeben sind. Gelegentlich tritt noch der Außenwall auf, auch mehrere konzentrische Gräben und Wälle kommen vor. Allcroft² hat neben echten Henges eine ganze Reihe dieser Plätze zusammengestellt. Fast in jedem Band der Victoria History of the Counties of England findet man ein Kapitel 'Ancient Earthworks', worin u. a. ähnliche Anlagen beschrieben werden. Diese Denkmäler verlängern die alte Henge-Tradition bis in die Neuzeit hinein. Und wenn überhaupt, dann dürfen wir gerade hier im Zusammenhang mit volkskundlichen Gebräuchen Aufschlüsse über die Bedeutung der Henge-Denkmäler erwarten. Soweit ich sehe, ist es allerdings gerade damit in England nicht gut bestellt, denn die Deutung als Viehhürden scheint vielfach nur eine Verlegenheitslösung darzustellen. Innerhalb der viereckigen Umwallung einer eisenzeitlichen Befestigung auf Trendle-Hill, Cerne, liegt ein weiterer, in Anlehnung an die Form der Festung gleichfalls viereckig ausgebildeter, allseitig geschlossener niedriger Wall, der einen Maifestplatz umsäumt, auf dem bis in die jüngste Zeit hinein alljährlich der Maibaum errichtet wurde³.

Gleichartige volkskundliche Denkmäler sind aber auch auf dem Kontinent vorhanden, wenn auch fast nicht beobachtet. So konnte ich im Gebiet der südlichen Rheinprovinz eine ganze Reihe alter Maifestplätze ermitteln, die in unserem Zusammenhang von allergrößtem Interesse sind. Sie bestanden aus einem Baum als Mittelpunkt, der von einem kreisrunden Graben mit Innenwall umgeben war, in der Art, daß ein größerer umfriedeter Raum um den Baum zur Ausführung der Reigentänze frei blieb. Der Wall diente als Sitzplatz für die Zuschauer, wie das auch für die Henge-Denkmäler angenommen wurde⁴. Solche heute zerstörten Plätze lagen bei der Frauenkirche bei Thür

¹ L. Frobenius, *Erythraea* (1931) 199 ff., 230 ff. und passim.

² *Ancient Earthwork of England* (1908). Die dort gleichfalls erwähnten und abgebildeten, oft etwas oval gestalteten und mit zwei entgegengesetzten Eingängen versehenen 'Amphitheater' sind allerdings sicherlich römischen Ursprungs. Auf dem Festlande entsprechen ihnen das Amphitheater von Birten (Lehner, *Vetera*) und kleinere Anlagen dieser Art bei verschiedenen Limes-Kastellen.

³ O. G. S. Crawford, *Antiquity* 3, 1929, 279 f. Taf. 2.

⁴ Clark a. a. O. 26.

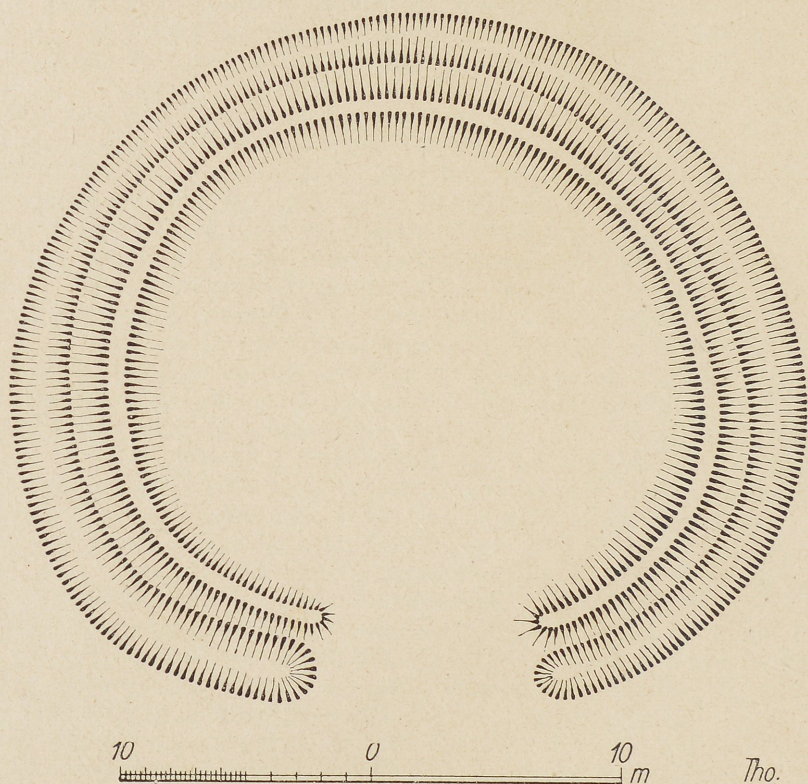


Abb. 23. Die 'Reitbahn' im Hambucher Wald (Kr. Kochem). Maßstab 1:300.

(Kr. Mayen) sowie bei Naunheim (Kr. Mayen). Letzterer trug den Namen Reitbahn, und dem gleichen Namen begegnen wir bei einer ähnlichen Anlage im Hambucher Wald (Kr. Kochem) bei Höhe 398,1 (Mbl. Kaisersesch 3317). Sie besteht aus einem kreisrunden, schon stark verschleiften Graben von etwa 30 m Durchmesser und zeigt einen gleichfalls stark verschleiften Innenwall (Abb. 23). Da die ganze Anlage heute selbst in einem lichten, 30—50jährigen Buchenwald liegt, so ist nicht zu sagen, ob im Mittelpunkt ehemals ein einzelner Baum stand. Als Eingang weist die 'Reitbahn' eine schmale Wall- und Grabenbrücke auf. Bei Gelegenheit der Mai- und Pfingstfeste wurden früher oft Reiterspiele, vor allem Figurenreiten, veranstaltet, wofür ein runder Platz, gemeinhin nicht größer als die beschriebenen Festplätze, durch einen einfachen Zaun abgesteckt wurde. Der Name Reitbahn für die Stätten in Hambuch und Naunheim deutet darauf hin, daß innerhalb des Walles solche Reiterspiele stattfanden.

Ein solcher Festplatz in ganz ausgezeichnete Erhaltung liegt heute noch im Gebiete der Gemarkung Kaimt (Kr. Zell) 600 m südöstlich Höhe 281,2 (Mbl. Alf 3400) oben auf der Hochfläche, einer Landzunge, 'Barl' genannt, die fast ringsum von der Mosel umflossen wird. Ich habe der Wichtigkeit der Anlage wegen eine genaue Planaufnahme hergestellt (Abb. 24). Sie besteht aus einem Kreisgraben von etwa 30 m Durchmesser, der nach Osten eine 17 m breite Unterbrechung als Eingang aufweist. Er umschließt einen ringförmigen

Höhen in cm

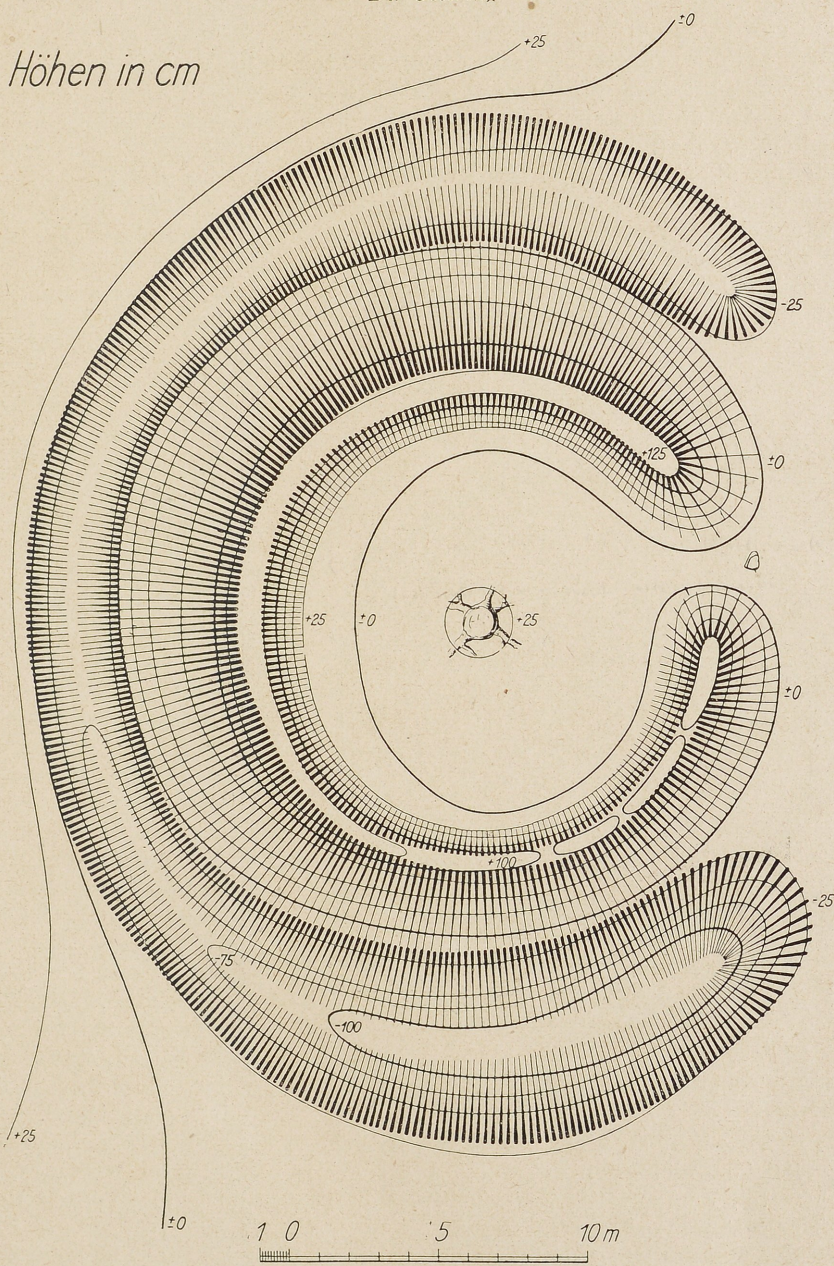


Abb. 24. Die 'Villa' auf dem Barl bei Kaimt an der Mosel. Maßstab 1 : 250.

Wall, der an der Außenseite flacher, innen stärker geböschst ist und sich bis 1,50 m über dem flachen Innenraum erhebt und einen Eingang von nur wenig über 1 m Breite besitzt. Die Steilheit des Walles ist auf der Innen- wie Außenseite noch so groß, daß er noch nicht die natürliche Standfestigkeit erreicht hat und nur durch das Wurzelwerk von Buchen, die rings auf ihm angepflanzt sind, vor dem Zerfließen bewahrt wird. Vor dem Eingang liegt ein flacher Stein. Die Anlage trägt den Namen 'Villa'.

Herrn Lehrer Hoffmann, Kaimt, verdanke ich einige wichtige Mitteilungen aus der Volksüberlieferung über unsere Stätte. An der Innenseite des Walls soll bei Errichtung unter Verwendung abgestochener Rasenstücke eine Sitzgelegenheit geschaffen worden sein. Die Anlage wurde von einer Winzervereinigung, die sich 'Landwirtschaftliches Kasino' nannte, auf Vorschlag des Winzers und Gastwirts Phil. Stülp etwa in den Jahren 1885/86 errichtet, um bei allzu heißem Wetter oder auch bei plötzlichen Regenfällen eine Weile rasten und Schutz finden zu können. Unter Anteilnahme des ganzen Dorfes wurde die 'Villa' festlich eingeweiht, andere Feiern haben jedoch dort nie stattgefunden. Nach dem Weltkrieg hatte sich die Sitte eingebürgert, am ersten

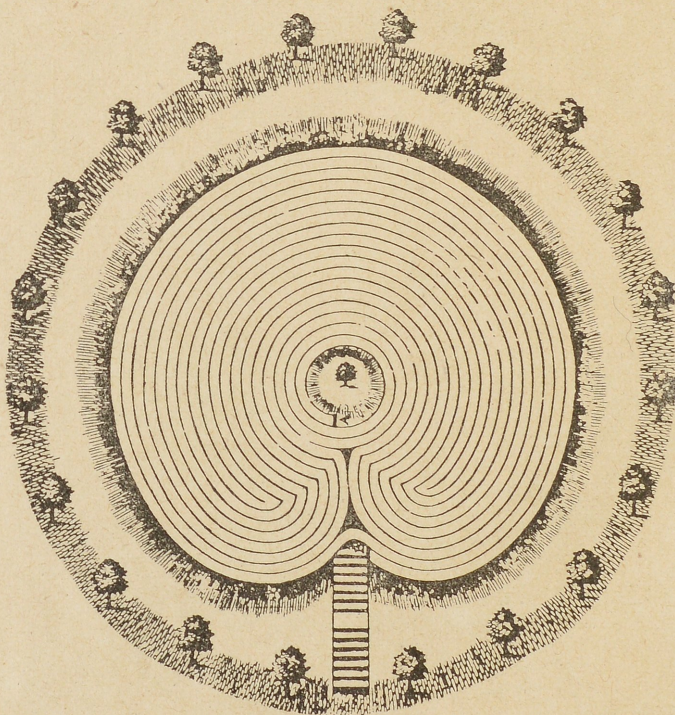


Abb. 25. Die Trojaburg von Stolp, Pommern (nach Mössinger).

sonntag im Mai einen Ausflug zum sog. 'Schwanz' auf dem Barl (dem waldigen Nordende des Berges) zu machen. Dort wurden die mitgebrachten Speisen und Getränke (Wein und Maibowle) verzehrt. Diese Sitte wurde von den Ortsvereinen, besonders vom Gesangsverein, gepflegt, so daß das ganze Dorf, alt und jung, mit Musik hinaufzog und auf waldiger Bergeshöhe einen frohen Nachmittag bei Musik und Gesang verlebte. Dank der Errichtung in jüngster Zeit hat sich unsere Stätte einzig schöner erhalten. Ihre Bauweise zeigt eine alte Tradition, wenn auch

nur einmal ein Fest in ihr stattfand. Offen

bleibt die Frage, ob sie nicht ursprünglich doch für die Maifeiern gedacht war. Es ist vielleicht nicht von ungefähr, daß sich die in der geschilderten Weise hergerichteten Festplätze in der Rheinprovinz gerade im Gebiet vorgeschichtlicher Kreisgräbenvorkommen finden.

Von einem allseitig geschlossenen niedrigen Wall ist die Trojaburg von Stolp in Pommern umgeben, wie ein Stich von 1784 zeigt (Abb. 25). Am Außenrand des Wall es waren in gleichen Abständen Bäume gepflanzt. In der Mitte stand ein Baum auf einem niedrigen Hügel, zu dem man auf dem vielverschlungenen Weg der Trojaburg gelangte. Auch die Tänze in den Trojaburgen standen mit den Maifesten in Zusammenhang¹.

Hier sei noch die Beschreibung einer Stätte angeschlossen, die sich in ihrem Aufbau ganz in den Rahmen der Maifestplätze einfügt. Es handelt sich um eine vom Volke als 'Galgensring' bezeichnete spätmittelalterliche oder neu-

¹ Vgl. F. Mössinger, Hamer 2, 1942, 25 ff. mit prächtigen Fotos.

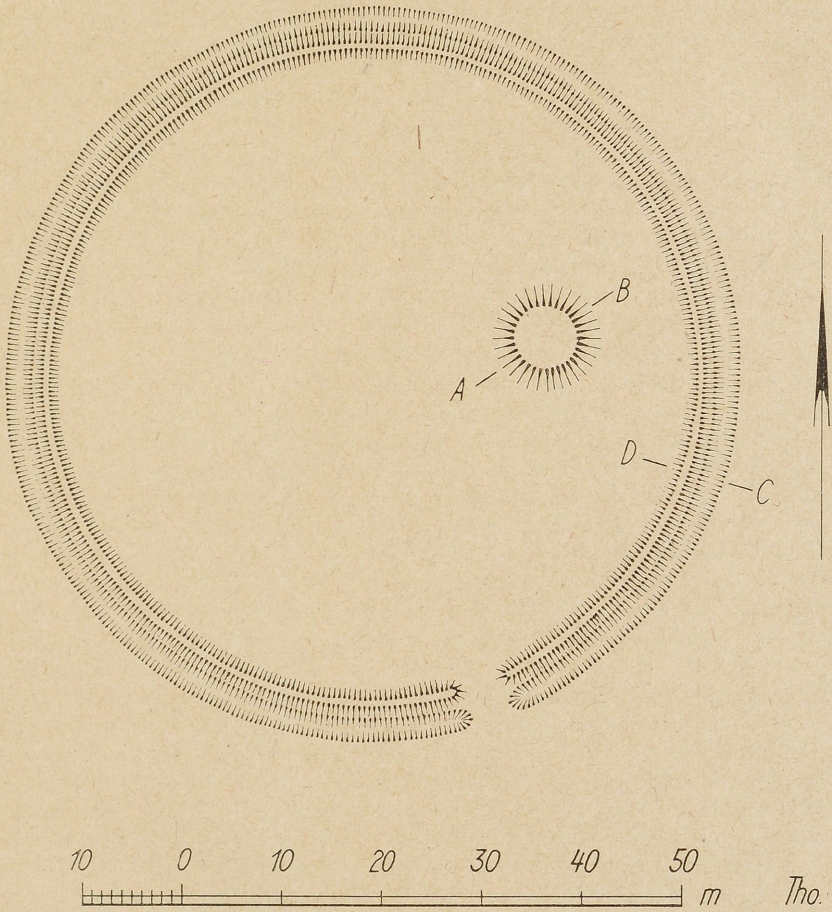


Abb. 26. Der 'Galgenring' von Niederkrüchten, Kr. Erkelenz. Maßstab 1 : 750.

zeitliche Hinrichtungsstätte in der Gemarkung Niederkrüchten (Kr. Erkelenz). Sie besteht aus einem kreisrunden Graben von 70 m Durchmesser mit Innenwall. Ein 2 m breiter Durchlaß durch Wall und Graben bildet den Zugang. Exzentrisch zu Wall und Graben erhebt sich im Innenraum ein oben abgeflachter Hügel von 10,5 m Durchmesser und 0,85 m höchster Höhe, die Stätte des Galgens (Abb. 26). Ob der Platz, wie man im Hinblick auf die Größe des umfriedeten Raumes denken möchte, für größere Versammlungen diente, steht nicht fest. In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, daß auch der Goloring in der Volksüberlieferung als Stätte einer allerdings einmaligen Gerichtshandlung bezeichnet wird. Danach soll der aus der Genovevageschichte — die im ganzen Maifeld eine Rolle spielt — bekannte Übeltäter Golo an dieser Stelle verurteilt und von vier Ochsen zerrissen worden sein. Schon die Form der Strafe läßt auf eine sehr alte Überlieferung schließen. Auch die bereits erwähnte Balloerkuil ist, wenn sie nicht vielleicht doch ein Henge-Denkmal darstellt, wohl ein solcher Gerichts- und Versammlungsplatz unter freiem Himmel gewesen.

Bei der alten sakralen Bindung des Rechtes werden die alten Orte der Rechtspflege eben auch die Heiligtümer selbst gewesen sein, wie uns im ger-

manischen Norden, aber auch anderwärts, Grabhügel als Kult- und Gerichtsplätze¹ zugleich bezeugt sind und wie im Mittelalter häufig die Kirchentür oder der Friedhof als Gerichtsorte entgegneten. Gewiß waren alle diese verschiedenen Lebensbereiche im Mittelalter bereits gespalten. Die Jahresfeste hatten nichts mehr mit dem Totenkult zu tun. Dieser war mit zuerst unter den kirchlichen Einfluß geraten. Die Feste des Jahresablaufs haben sich zwar außerhalb des kirchlichen Bereichs halten können, haben aber die lebhaftesten Einflüsse von seiten des Kirchenjahres selbst und damit eine Sinnverlagerung erfahren. Ein Ähnliches gilt für die Rechtspflege, die zwar alte vorchristliche Kultgepflogenheiten in ihrer Symbolik lange bewahrt hat, aber gerade den geistigen Umwälzungen, die zur Entstehung des mittelalterlichen Staates führten, nicht weniger als andere Lebensbereiche ausgesetzt war.

Im Anschluß an die Maifestplätze werden wir auch den Goloring und die englischen Henge-Denkmäler als Stätten von Jahreszeitenfesten annehmen dürfen. Durch ihre Lage bei oder inmitten von Grabhügelfeldern wird gleichzeitig ihre innige Beziehung zum Totenkult deutlich. Wir werden schließlich im Hinblick auf die Überlieferung beim Goloring diesen sowie auch die Henge-Denkmäler als Stätten der Rechtspflege in Anspruch nehmen dürfen. Die Gestalt dieser Denkmäler wird im wesentlichen durch die Form der darin zu feiernden Kulthandlungen bestimmt worden sein. Als solche werden Umgangsriten in des Wortes weitester Bedeutung anzunehmen sein, mögen sich diese nun in Form langsamer Umschreitungen, lebhafter Tänze oder auch in Umritten oder Umfahrungen mit Roß und Wagen vollzogen oder mag auch nur die kreisrunde Aufstellung der Gemeinde um den bedeutsamen Mittelpunkt die Hauptrolle gespielt haben. Charakteristisch für viele Henges sind Menhir- oder Pfostenkreise oder einzelne zentrale Menhirerrichtungen oder auch Pfostenstellungen, und auch der Goloring weist einen Zentralpfosten auf. Der Anschluß an das westeuropäische Menhirwesen ist in England ohne weiteres gegeben (siehe oben), aber auch bei uns wahrscheinlich. In Anbetracht der Tatsache allerdings, daß die Henges große einmalige Neuschöpfungen darstellen, ist mit allerlei Umdeutungen auch hier zu rechnen.

Der Menhir² — und das gleiche gilt für das ihn oft vertretende Pfahlmonument — steht wie die zahlreichen ethnographischen Belege zeigen, ursprünglich im Dienste eines reinen Fruchtbarkeits- und Ahnenkultes. Er ist aus dem Opferpfahl erwachsen und wird selbst zur Erinnerung an ein Opfer errichtet, das ein Mann gibt, um seinen Namen zu verewigen (deshalb der Gebrauch des Steines). Die durch das Opfer freiwerdende Kraft zieht in den Menhir ein und teilt sich den Äckern, dem Getreide und den Menschen mit. Andererseits zeigt sich der Menhir mit dem Totenkult und Seelenglauben verbunden, indem der Totengeist sich am Menhir einfindet, um sich mit den durch die Opfer dort aufgespeicherten Lebenskräften zu vereinigen. Der Menhir ist also Träger einer Lebenskraft und darin dem Baum verwandt, wie bei manchen Völkern auch gelegentlich neben Menhiren oder als Ersatz für solche und mit gleichem Zweck Bäume gepflanzt werden. Und wie die im Baum wirksamen Kräfte leicht im Bilde göttlicher Wesen erlebt und empfunden werden, so kann auch der Menhir in dem Augenblick, wo ein Götterkult dem reinen Ahnenkult an die Seite tritt oder ihn verdrängt, leicht zum Göttersitz werden, zum Ort,

¹ Vgl. etwa G. Haseloff, *Offa* 3, 1939, und die dort angeführte Literatur.

² Ich fasse im folgenden kurz die Ergebnisse einer größeren Arbeit zusammen, die das wichtigste vorgeschichtliche, volks- wie völkerkundliche Material zu dieser Frage umfaßt und demnächst veröffentlicht werden soll. Zu dem Folgenden vgl. u. a. auch: Hutton, *Antiquity* 3, 1929, 61 ff., R. v. Heine-Geldern, *Anthropos* 23, 1928, 276 ff.

wo ein Götteropfer vollzogen wird und die Gottheit es entgegennimmt. Solche Opferstätten vieler Familien und Sippen werden auch die Menhirkreise sein.

Bei den einzelnen Steinen in den Halbkreisen von Er-Lannic (Morbihan)¹ liegen kleine, durch Steinplatten umkleidete Opfergruben mit Feuer- (Holzkohle-), Knochen- und Keramikresten, so daß also jeder Menhir eine Opferstätte für sich darstellt. 23 von den 32 ausgegrabenen Pfostenlöchern des Aubrey-Kreises in Stonehenge enthielten verbrannte Menschenknochen, die ursprünglich gegen die Pfosten gelegt waren und nach dem Verfaulen der Pfosten allmählich in die Grube gefallen sind². Sollte hier nicht jeder der Pfosten ein Opferplatz gewesen sein wie die Menhire von Er-Lannic? Diese Deutung der Menhirkreise kann auch durch ethnographische Parallelen erhärtet werden³. Als Adressaten der Opfer sind allerdings nur aus dem Standort der Steine oder Pfähle innerhalb der Heiligtümer Götter zu vermuten⁴. Menschenopfer an Götter und zur Förderung der Fruchtbarkeit von Pflanzen und Menschen sind aus Europa noch in recht später Zeit bezeugt.

Avebury besitzt im Innenraum neben dem großen Menhirkreis, der sich am Innenrande des Grabens entlangzieht, noch zwei einzelne Menhirkreise mit Innenstrukturen und ist außerdem mit dem Heiligtum auf dem Overton-Hill durch eine Menhirallee als Prozessionsstraße verbunden, so daß ein großer heiliger Bezirk mit verschiedenen Kultstätten entsteht. Man darf daher wohl annehmen, daß die einzelnen Stätten verschiedenen Gottheiten geweiht waren bzw. einzelne Aspekte eines großen Festzyklus zur Darstellung brachten. Allein diese Überlegung warnt uns davor, die Bedeutung der Henge-Denkmäler allzu eng zu fassen, gar aus ihrer Struktur ein ganzes Mythologem ablesen zu wollen, etwa im Sinne der Himmel-Erde-Hochzeit, wie das A. van Scheltema versucht hat⁵.

Wichtiger noch als die Menhirkreise scheinen mir die zentralen Errichtungen in den Henge-Denkmalern. Leider sind noch zu wenige dieser Heiligtümer gut ausgegraben. Heute noch sichtbare — weil aus Stein bestehende Innenanlagen — finden sich nur in Stonehenge, Avebury und Arbor Low. Die Befunde in Woodhenge, auf dem Overton-Hill und schließlich auch im Goloring lassen bei künftigen Grabungen noch allerhand erwarten. Merkwürdig ist die Mannigfaltigkeit gerade der zentralen Strukturen, die durch ihre lagegemäßen Entsprechungen eine weitgehende Gleichsetzung erlauben. Beschränken wir uns zunächst einmal auf eine Betrachtung von Stonehenge, Woodhenge und Overton-Hill, die, wie Cunnington nachgewiesen hat⁶, ein gleiches Bauschema und damit auch wohl eine besondere bedeutungsmäßige Gleichheit verraten. Im Mittelpunkt von Stonehenge liegt der Altarstein⁷, an gleicher Stelle in

¹ Z. de Rouzic, Les cromlechs de Er-Lannic (1928).

² T. D. Kendrick a. a. O. 65.

³ In Celebes traf Grubauer, Unter Kopffägern in Central-Celebes (1913) 193, 378, Menhir- und Pfostenkreise als Opferstätten im Totenkult, wobei jeder Stein oder Pfahl einer bestimmten Familie zugeteilt war. Die Höhe der Steine versinnbildlichte den Rang der opfernden Familie. Sind nicht vielleicht die Trilithen in Stonehenge ins Gigantische gesteigerte 'Opferrecks', wie sie in bescheidenen Dimensionen noch in Belutschistan vorkommen (Antiquity 2, 1928, 90 f. Taf. 1, 2) und zum Aufhängen der Opfergaben dienen?

⁴ Die Menhirkreise als Darstellung eines ganzen Pantheons, wie Macalister will, anzusehen, geht bei der großen Zahl der Einzelelemente doch wohl nicht an. Bei solchen Errichtungen wie dem Sarsenkreis und überhaupt den Innenkreisen von Stonehenge, ebenso vielleicht bei Woodhenge und Overton-Hill darf man wohl die Frage nach einer individuellen Bedeutung der Einzelelemente gar nicht stellen.

⁵ Handbuch der Symbolforschung II (1941).

⁶ Woodhenge (1929) 18 ff.

⁷ Über seine ursprüngliche Lage ist man sich allerdings keineswegs einig. Manche Forscher glauben, daß er einst aufrecht gestanden habe. Die Tatsache, daß er an einem Ende zugespitzt

Woodhenge die Beisetzung eines erschlagenen, etwa 3½-jährigen Kindes, vermutlich weiblichen Geschlechtes¹. Dieser Befund ist schwerlich in dem Sinne zu verstehen, daß nun die ganze Anlage zur Erinnerung an ein erschlagenes Kind errichtet worden sei. Bauopfer, die ja doch den Zweck haben, die Mauern oder Pfähle eines Baues magisch zu stützen, würde man in diesen Heiligtümern eher unter den Pfählen als auf dem sonst von Errichtungen freien Kultplatz erwarten. Zugunsten einer Opfertheorie spricht die klaffende Wunde am Schädel des Kindes, gegen den direkten Opfercharakter die ordentliche Beisetzung der Kindesleiche. Am ehesten werden wir dem ganzen Befund gerecht, wenn wir ihn als Niederschlag einer symbolischen Handlung auffassen (vgl. unten).

Dem Grab in Woodhenge entspricht in dem Heiligtum auf dem Overton-Hill ein Pfahl, während im nördlichen Menhirkreis von Avebury ein Menhir steht. Andererseits finden wir im Mittelpunkt der Maifestplätze, die wir zum Vergleich herangezogen haben, einen lebendigen Baum. Häufiger ist bei den Maifesten eine aufgerichtete Stange oder Pfahl, der seiner Wurzeln oder eines Großteils seiner Äste beraubt, meist aber anderweitig ausgeschmückt ist, dem aber doch im Volksglauben die gleiche Bedeutung zugemessen wird wie dem lebenden Baum.

In dem Baum wird als dem Repräsentanten des Frühlings- und Sommersegens das Wirken dämonischer und göttlicher Kräfte im Jahreslauf sichtbar, während die (zentralen) Menhir- oder Pfahlmonumente in den Henges wohl eben Götterbilder selbst gewesen sind. Wie die antiken Vegetationskulte, so zeigen auch zahlreiche Einzelzüge unserer volkskundlichen Jahresfeste, daß man das Auf und Ab im Jahreslauf im Bilde des Sterbens und Wiederaufstehens göttlicher Wesen und ihrer menschlichen Darsteller bei den Festen erlebte. An die Sittenkomplexe des Todaustragens, des Tötens des Vegetationsgeistes, des Aufweckens der schlafenden oder toten Vegetationsgeister in ihren Darstellern sei hier nur erinnert². Es fragt sich nur, ob nicht das 'Kindergrab' in Woodhenge gerade diesem Gedanken symbolischen Ausdruck verlieh.

Ich habe es mit vollster Absicht vermieden, alle diese angedeuteten Beziehungen straffer zu fassen. Andeuten ist in diesen schwierigen Fragen, auf die es nie eine definitive Antwort geben kann, besser als Ausdeuten. Es sollten nur einmal in aller Kürze verschiedene Erklärungsmöglichkeiten abgeschätzt werden.

Die Suhle

Mit dem Namen Suhle bezeichnet man im Neuwieder Becken und Maifeld sumpfige Erdlöcher, die man gelegentlich in Wäldern antrifft. Sie entsprechen den Maaren des Trierer Landes, Luxemburgs und Lothringens. Andere Beispiele aus der südlichen Rheinprovinz sind weiter unten zusammengestellt. Eine solche Suhle liegt im Südosten des Goloringes direkt an den Wall anschließend. Für die Lage vgl. Gesamtplan *Taf. 13* und das Profil *Taf. 19, 2*. Sie ist in den sanft geneigten Hang eingeschnitten und besitzt eine ovale Gestalt mit den Ausmaßen von etwa 30 × 20 m. Besser als eine genaue Beschreibung zeigen der Höhenschichtplan (*Abb. 27*) und die verschiedenen Schnittprofile (*Taf. 19, 1*) die eigentümliche Gestalt dieses Erdloches. Die künstliche Herrichtung der Suhle wurde durch die Ausgrabung eindeutig erwiesen. Die ausgehobenen

ist, kann allerdings kaum für diese Ansicht ausgewertet werden, da man eher, zwecks besserer Verankerung, eine breite Basis für einen aufrecht stehenden Stein gewählt haben würde. Nichts spricht gegen die Annahme, daß er sich heute noch in ursprünglicher Lage befindet.

¹ Cunnington a. a. O. 15, 52.

² W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I (1904) passim.

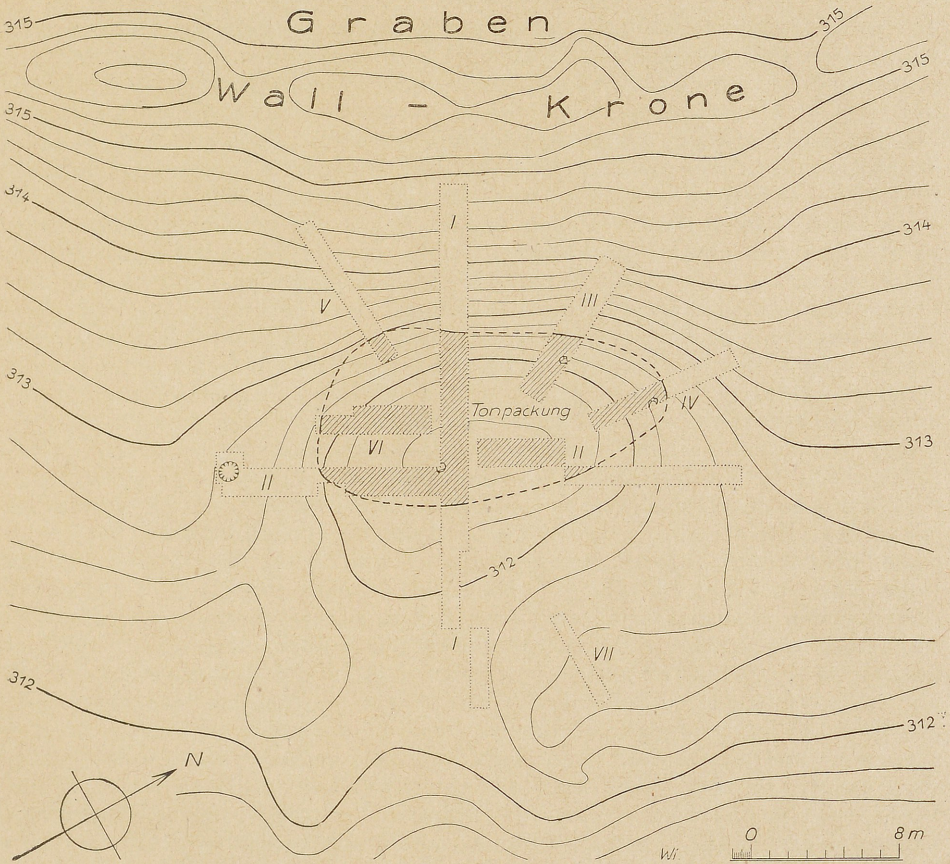


Abb. 27. Goloring, Suhle. Plan. Maßstab 1 : 400.

Erdmassen sind jedoch in der Nähe nicht mehr nachweisbar. Die heutige Gestalt ist allerdings insofern nicht die ursprüngliche, als eine mächtige Einschwemmung vor allem am Westhang die tief eingeschnittene ursprüngliche Wand verschleift und überrutscht hat, bis sich der heutige Zustand natürlicher Standfestigkeit eingestellt hat. Dem von Westen nach Osten geneigten Hang entsprechend war die Eintiefung am Westhang am steilsten, während man von Osten fast flach mit der Eingrabung begann. Nach der Höhenschichtaufnahme hat es den Anschein, als sei um den Ostrand der Grube ein niedriger Erdwall gelegt, eine Vermutung, die sich bei den geringen Höhenunterschieden, um die es sich dabei handelt, durch die Ausgrabung nur bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich machen ließ. Die Ausgrabung selbst mußte, wie beim Goloring, auch hier weitgehend auf den Baumbestand Rücksicht nehmen, doch konnten die Schnitte so angelegt werden, daß eine vollständige Klärung aller wichtigen Erscheinungen erreicht wurde. Die Anlage der Schnitte zeigt der Plan *Abb. 27*, ebenso die Lage der auf *Taf. 19, 1* wiedergegebenen Profilschnitte. Die Grube ist bis auf den das Liegende bildenden gelblichen bis rötlichgelben Lehm ausgeschachtet gewesen. Die hangenden durchstoßenen Schichten bestehen im wesentlichen aus wechselnden Lagen eines lehmigen, meist sehr feinen Sandes, in den einzelne Streifen eines feineren Kiesel eingeschaltet sind. Am Ostrande

macht sich unter dem Humus gelegentlich ein wenig mächtiges Vorkommen von grauen Tuffsanden bemerkbar.

Schnitt I durch den kürzesten Durchmesser der elliptisch geformten Suhle und zugleich der Schnitt, in dem die Geländeunterschiede auf der gedrängtesten Linie zusammenliegen, der einzige ideale Querschnitt, gab schon im wesentlichen Aufschluß über den Bau der Suhle. Der Hang im Westen war verhältnismäßig steil abgestochen worden, während man von Osten her nur flacher ausgrub. Die Profilverhältnisse ließen den Gedanken aufkommen, daß die Westwand einst mit vermutlich halbkreisförmig um die Suhle laufenden Stufen umgeben war. Auch in den Schnitten III und V zeigte sich wenigstens ein unzweideutiger Stufenansatz. Natürlich könnte man daran denken, daß diese Stufen rein technisch bedingt sind, da die Abgrabung einer solch verhältnismäßig hohen Wand, zumal in Anbetracht primitiver Werkzeuge, nicht gut anders als terrassenförmig erfolgen kann. Auch bei der Ausgrabung mußte zu diesen Hilfsmitteln gegriffen werden, wie die Ausgrabungsgrenzen deutlich zeigen. Trotzdem erscheint es mir nicht unmöglich, daß sich die Stufen amphitheatralisch um die fertige Suhle zogen. Die im folgenden aufgezeigte Parallelisierung der Stufenansätze in den einzelnen Schnitten ist m. E. zumindest ein starker Hinweis in dieser Richtung. Eine Parallelisierung der Stufen ist nicht leicht durchzuführen. Betrachten wir Schnitt I. Von der Stufe a, die ein Gegenstück in Schnitt IV findet, wollen wir hier ganz absehen. Stufe a' und b sind deutlich ausgeprägt, durch Überrutschung eingeschlamelter Erdmassen zwar stark verschliffen, aber an ihrem ehemaligen Vorhandensein ist nicht zu zweifeln. Der Stufe a' entspricht mit gleicher Höhe der Absatz in Schnitt III und läßt damit eine umlaufende Terrasse erkennen. Dagegen scheint Stufe a' in Schnitt IV ursprünglich gefehlt zu haben, denn der fast senkrechte Verlauf zwischen a und b muß wohl ursprünglich sein und gestattet nicht, eine weitere, etwa durch atmosphärische Einflüsse verschwundene Stufe zu interpolieren. Diese Stufe war also nicht mehr bei Schnitt IV durchgegangen. Desgleichen scheint sie in Schnitt V gefehlt zu haben und kann bei der Beschaffenheit des Profils auch hier nicht nachträglich verschwunden sein, zumal die heute noch in Ansätzen erkennbaren Stufen gerade der Steilheit der Abgrabung ihre Erhaltung verdanken. Ehe sie selbst völlig abgetragen werden konnten, wurden sie von nachrutschenden Erdmassen zugeschüttet. Eine andere Möglichkeit des Verschwindens muß aber gleich noch angedeutet werden. Stufe b ist in Schnitt I gleichfalls gut ausgebildet. Mit gleicher Höhe entspricht ihr eine Stufe in Schnitt V. Ihre Ausbildung ist dort vielleicht sogar noch besser zu erkennen. Daß es sich nicht einfach um die Überleitung in die nach Westen zu flacher verlaufende Ausschachtung handelt, beweist ein zwar nur kurzes, aber fast waagerechtes Einschaltstück zwischen den sonst abwärts gerichteten Linienverlauf des gewachsenen Bodens. Einen stufenartigen Absatz in gleicher Höhe zeigt auch Schnitt III, und auch hier ist im Verlauf des gewachsenen Bodens eine mehr waagerechte Partie eingeschaltet, die gegen das Nordende des Profilschnittes wieder einer steileren Aufwärtsbewegung Platz macht. Leider war eine Weiterführung des Schnittes wegen des Baumbestandes nicht möglich, doch genügt der Ausschnitt m. E. vollauf, um die geschilderte Erscheinung sicher erfassen zu lassen. An dieser Stelle war es sogar möglich, was sonst nicht immer mit Sicherheit auszumachen war, zwischen dem hellen gewachsenen Boden und den später darüber geflossenen Erdmassen eine humos infiltrierte Zone des nie bewegten Bodens festzustellen, die ungefähr denselben Verlauf zeigt wie die Grenzlinie des gewachsenen Bodens. Nicht unmöglich wäre es allerdings auch, daß diese Infiltration erst nachträglich von der Grenzlinie zwischen bewegtem und unbewegtem Boden her erfolgte, nachdem die Einschlammung der Suhle

längst weitgehend Tatsache geworden war, und daß nur infolge besonderer Umstände sich diese alte Grenzlinie sichtbar erhalten hätte. Wie diese Verhältnisse nun auch gedeutet werden müssen, jedenfalls haben sich hier zwei gleichgerichtete Grenzlinien erhalten. Schließlich zeigt auch Schnitt IV in gleicher Höhe (bei b) einen Absatz. Die steile Ausschachtung der Grube leitet hier in leichtem Bogen in das umliegende Gelände über. Eine eigene Treppe wird hier nicht bestanden haben, denn mit diesem Absatz war bei der seitlichen Lage zum Hang bereits die Oberfläche erreicht. Wohl hat hier infolge der Einschwemmung in die Suhle noch eine wenn auch geringmächtige Überschichtung stattgefunden, doch ist der Hang nicht mehr so steil, daß man noch eine weitere Treppe annehmen müßte. Im großen und ganzen scheint Stufe b nur an den steilen Partien des Westhanges bestanden zu haben und lief an den nördlichen und südlichen Rändern der Grube einfach in das umliegende Gelände aus. Stufe c und d waren nur im Schnitt I nachweisbar, sie mußten ihrer hohen Lage wegen auch bald in das umliegende Gelände überführen. Stufe d gibt vielleicht auch nur die Stelle an, wo die Ausschachtung begann, und bildet somit nur die Rückwand von Stufe c.

Bereits in Schnitt I zeigte sich am Boden der Suhle ein 9 m langes und an der dicksten Stelle 0,45 m breites Band aus blauem tertiärem Ton. Der Querschnitt ließ den Gedanken aufkommen, daß wir es hier mit einem künstlichen Becken oder einer Wanne aus blauem Ton zu tun haben. Die übrigen Schnitte galten im wesentlichen der Klärung dieser Frage. Schnitt II, ein Längsprofil durch die Suhle, ergab wieder im wesentlichen dasselbe Bild. Es bestand nun kein Zweifel mehr, daß der Boden der Suhle mit einer Schicht aus dem blauen Ton wannenartig ausgeschlagen war. Die Schnitte III, IV, V, VI ergänzten diese Wahrnehmung vollständig, so daß es danach möglich wurde, ein genaues Bild der Ausmaße, der Gestalt und der Einlagerung dieser Wanne zu gewinnen. Sie ist von längsovaler Gestalt mit einer Ausdehnung von $9 \times 14,5$ m. Die äußerste Kante des allseitig aufgebogenen Randes verläuft in gleicher Höhe, sie ist also ausnivelliert, d. h. mit der für ihren Zweck nötigen Genauigkeit. Nur im Südwesten ist der Rand auf eine kurze Strecke hin etwas höher aufgebogen. Die größte Tiefe der Wanne beträgt 0,50 m unter ihrem äußeren Rand. Die Einlagerung der Wanne zeigt der Plan.

Der Plan zeigt ferner, daß das Oval der ganzen Suhle mit dem des eingelagerten Tonbeckens nicht völlig übereinstimmt. Es ist spitzovaler, und seine Längsachse liegt sogar etwas schräg zu der Suhle. Mehr als diese immerhin durch das Arbeiten nach dem Augenmaß erklärbare Ungenauigkeit spricht ein anderer Umstand für ein späteres Einfügen des Beckens. An all seinen Rändern lagert das Becken nicht auf dem gewachsenen Boden auf, da die Suhlengrube noch weiter ausgeschachtet ist und sich überall zwischen den aufgebogenen Rand des Beckens und der Suhlengrube ein Keil von bereits einmal bewegter humos infiltrierter Erde einschiebt. Das Becken wurde also erst eingefügt, nachdem ein Teil der Grube bereits wieder, sei es durch Witterungseinflüsse, sei es durch Menschenhand, an den Rändern nachträglich zugeschüttet war. Dabei mögen auch gelegentlich die Stufen beseitigt worden sein. In den Schnitten I und IV hob sich dieser Erdzwickel zwischen Beckenrand, Suhlenwand und -grube durch eine dunklere Färbung sehr gut gegen die später nachgerutschten Erdmassen ab. Da die obere Grenze ziemlich waagrecht verlief, so liegt der Gedanke nahe, daß wir hier noch die Grenze eines $1,00 \times 1,50$ m breiten Umganges um das Becken vor uns haben. In beiden Fällen können wir aber noch erkennen, daß die Erde eine schräg zur Suhlenmitte einfallende Schichtung aufwies. Es handelt sich also weitgehend um einen natürlichen Erdrutsch, dessen Oberfläche nach Einfügung des Beckens geglättet wurde, um

einen Weg rund um dasselbe herzustellen. In den Schnitten III und IV lagen am Rande des Beckens große wasserdurchlässige Stücke vulkanischer Schlacken (Krotzen), die, nach dem Aussehen zu urteilen, von dem nahe gelegenen Karmelenberg stammten. Sie waren gerade groß genug, um darauf stehen zu können, und nur wenig in den zähen blauen Ton eingesunken. Eine kleine, flache Steinplatte lag in der Mitte des Beckens. Wahrscheinlich wurde also die Suhle erst gegraben ohne die Absicht, ein Tonbecken einzufügen, da man auf der Sohle auf eine Lehmschicht stieß. Erst nachträglich wurde das Tonbecken eingefügt, das dann von der späteren Einschlammung überdeckt und so erhalten wurde. Mit Ausnahme der Ränder lag das Tonbecken überall direkt auf dem liegenden Lehm auf, eine Zwischenschicht etwa von vergangener organischer Substanz (Stroh oder dgl.) hätte sich durch ihre Schwarzfärbung ohne weiteres zu erkennen geben müssen. Eine solche fehlte jedoch völlig.

Zeitstellung. Kleine vorgeschichtliche, zeitlich aber nicht näher bestimmbare Scherben traten in den Schnitten I, II, IV auf, und zwar in ganz verschiedener Lage zum Tonbecken. Bei I, 1 an der Basis des blauen Tons, bei II, 2 und IV mitten in demselben, bei I an dessen Oberfläche. Die Scherbe eines bauchigen, vermutlich hallstattzeitlichen Gefäßes lag in einer Grube am westlichen Ende von Schnitt II, die möglicherweise bereits vor Anlage der Suhle bestand, deren Charakter aber nicht aufzuklären war. Zahlreicher waren römische Scherben. Es handelt sich, soweit bestimmbar, durchweg um Keramik der mittleren bis späteren Kaiserzeit. Scherben und Randstücke mehrerer grauwandiger Schüsseln vom Typ Niederbieber 104¹ fanden sich in den Schnitten II, 1 und VI, und zwar im blauen Ton, in Schnitt II an dessen Basis. Aus dem blauen Ton (Schnitt I, 3) stammen ferner die nicht sehr hart gebrannten Scherben eines Tellers vom Typ Niederbieber 53 b². Die Bemalung ist infolge der feuchten Erdlagerung vergangen. In Schnitt III traten eine braun marmorierte Scherbe inmitten des blauen Tons zutage, in Schnitt I etwa in gleicher Tiefenlage Scherben eines rauhwandigen Tellers, Typ etwa Niederbieber 113. Kleine Scherben römischer Keramik wurden ferner noch in Schnitt III direkt unter dem blauen Ton, in Schnitt VI in demselben und in III in der Einfüllung darüber gefunden. Die Fundumstände der vorgeschichtlichen wie römischen Scherben sind also die gleichen. Da letztere auch an der Basis des Tonbeckens gefunden wurden, so kann dieses wohl erst aus römischer Zeit stammen, wie ja auch der gesamte Ausgrabungsbefund auf zwei Bauperioden schließen ließ. Die vorgeschichtlichen Scherben mögen so nachträglich sich mit den römischen vermischt haben. Eine Verwühlung durch Wildschweine hätte in dem klaren blauen Ton ohne weiteres erkennbar sein müssen. Es ergab sich aber keinerlei Hinweis darauf. Nachrömische Scherben fehlten völlig.

Zweck der Suhle. Das Becken selbst kann keinen anderen Zweck gehabt haben, als Wasser zu speichern, und zwar kommen eigentlich nur atmosphärische Niederschläge in Frage. Gegen aufsteigendes Grundwasser ist der Ton weitgehend undurchlässig, geradeso wie er Regenwasser monatelang am Versickern hindert. Zum Auffangen seitlich eindringenden Wassers kann das Becken gleichfalls nicht gedient haben, da solches in dem sandigen Westhang erst im Niveau des liegenden gelben Lehms erwartet werden kann, von dem das Becken an seinen Rändern durch deren Auflagerung auf durchlässigem bewegten Boden isoliert ist.

Die Suhle wird vermutlich in einem Zusammenhang mit dem Goloring stehen. Man könnte natürlich an eine Trinkwasserversorgung für die Men-

¹ Vgl. F. Oelmann, Die Keramik des Kastelles Niederbieber (1914) 76 f. Taf. 5, 104.

² Vgl. a. a. O. 54 Taf. 3, 53b.

schen, die dort zu Feiern zusammenkamen, sowie auch für deren Vieh denken. Da aber in einer Entfernung von nur 200—300 m vom Goloring an dessen Südseite ein Bach vorbeifließt, in etwa 400 m Entfernung im Südosten sogar eine Quelle sich befindet, erscheint eine rein praktische Bedeutung der Suhle als Tränke doch in Frage gestellt, und der Gedanke an eine kultische Bedeutung drängt sich auf.

Diesen Suhlen ist bisher in der südlichen Rheinprovinz noch wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Sie scheinen aber auch hier recht häufig zu sein. Einige Hinweise müssen genügen. So liegen in der Nähe des oben (S. 96) erwähnten Hügelgräberfeldes im Walddistrikt Chorsang einige solcher Erdgruben von runder oder mehr ovaler Gestalt und einem Durchmesser bis zu 30 m. Möglicherweise haben sie zur Gewinnung der Grabhügelaufschüttung gedient, mögen aber noch eine weitergehende Bedeutung gehabt haben. Auch bei dem Grabhügelfeld im Rübenacher Wald trifft man zwei solcher Suhlen. Im Norden der Irlicher Gemarkung (Irlich, Kr. Neuwied) befinden sich mehrere 'Kaulen' genannte kreisrunde Erdgruben von 50—80 m Durchmesser (auch eine Doppelkaule ist dabei), die sogar auf dem Meßtischblatt verzeichnet sind: auch sie in der Nähe vorgeschichtlicher Gräberfelder.

Eines der schönsten noch erhaltenen Denkmäler, das zweifellos zur Gruppe der hier behandelten Erscheinungen gehört, ist der sog. Meerpol auf dem Barl in der Gemeinde Kaimt (Kr. Zell, Mbl. 3401). Es handelt sich um einen kreisrunden, gegenüber der Umgebung vertieften Platz von 18 m Durchmesser, der mit einem flachen Wall umgeben ist, vor dem nun ein tieferer Graben liegt, dem wieder ein großer Außenwall vorgelagert ist (*Abb. 28*). Von Wallrand zu Wallrand besitzt die Anlage einen Innendurchmesser von 42 m. Sowohl in dem Innenraum als in dem Graben steht selbst nach monatelanger Trockenheit Wasser, das nicht durch eine unsichtbare Quelle gespeist werden kann, sondern sein Dasein atmosphärischen Niederschlägen verdankt. Beim Fehlen jedes Anhaltspunktes, den nur eine Grabung liefern könnte, läßt sich über Zeitstellung und Bedeutung dieser Suhlen wenig sagen.

Viel zahlreicher sind aber diese Suhlen in Lothringen und im Trierer Gebiet, wo man ihnen auch von jeher eine größere Aufmerksamkeit schenkte¹. Es handelt sich um meist zu Gruppen vereinigte rundovale, trichter- oder schüsselförmige, moorartige Vertiefungen; sie sind im Durchschnitt etwa 10—20 m weit und 2 m tief, in der Regel ohne sichtbare Randerhöhung. Auch größere bis zu 40 und 50 m Durchmesser kommen vor. Im Trierer Land wird uns von gepflasterten Maaren berichtet. Tumuli und Maare sind manchmal benachbart. Beide liegen zumeist auf Hochrücken, gerne in Nähe alter Straßen. Zusammenfassend kommt Steinhausen zu dem Ergebnis, daß diese Gruben sowohl durch natürliche Vorgänge als auch durch die Hand des Menschen bei Aushebung von Wohn- und Vorratsgruben, Wasserbehältern, Viehtränken und Materialgruben verursacht sein können, und daß es nicht möglich ist, sie auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen. Die kleineren, nur 2—5 m im Durchmesser haltenden Mardellen Lothringens mögen neben Zisternen teilweise wenigstens Wohn- und Abfallgruben sein. Für die größeren Maare trifft höchstens die Deutung als Materialgruben und künstliche Teiche zu. Die häufige Nähe von Grabhügelfeldern ist der Deutung als Viehtränken in vielen Fällen nicht günstig. Eher wird man, wie wir dies für die Suhle beim Goloring schon wahrscheinlich gemacht haben, in manchen Fällen an eine kultische Bedeutung denken dürfen.

¹ Vgl. die dankenswerte Zusammenstellung von J. Steinhausen, Archäologische Siedlungskunde des Trierer Landes (1936) 262 ff., und die dort angegebene Literatur.

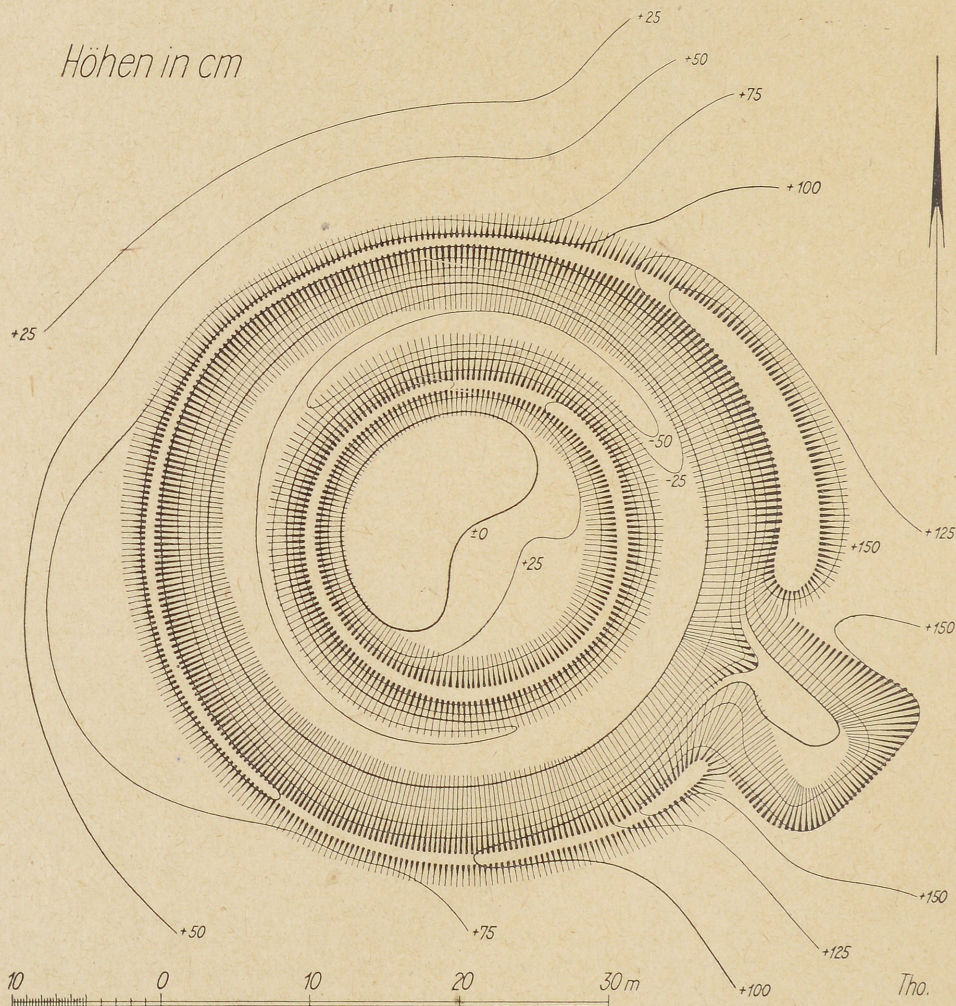


Abb. 28: Der 'Meerpol' auf dem Barle bei Kaimt an der Mosel. Maßstab 1 : 500.

Auch in Frankreich und vor allem in England gibt es zahlreiche solcher Suhlen, in England nennt man sie *dewponds* ('Tautümpel')¹. Man trifft sie vor allem in den Kalkgebieten Südenglands in Wiltshire, Dorset und Sussex, wo Quellen selten sind. Sie kommen dort bereits in den neolithischen Festungen vor, und das 'Geheimnis' ihrer Herstellung hat sich bis in die jüngste Zeit gehalten. Martin² bringt ein Bild eines solchen alten dewpond, in dem Wasser steht, von dem eine Schafherde trinkt. Alleroft beschreibt die Herstellung eines dewpond ausführlich³.

Die 'pond-makers' schaufeln eine seichte Pfanne manchmal bis 70 Yards (etwa 60 m) im Durchmesser, gewöhnlich aber kleiner. Der ausgehobene Kalk wird als Wall um das Loch gelegt. Dann wird das Bassin mit einer dicken

¹ Vgl. H. A. Alleroft, *Earthwork of England* (1908) 265 ff.; A. Martin, *Antiquity* 4, 1930, 347. Das dort angeführte Buch *Dew-Ponds: History, Observation and Experiment* (1914) desselben Autors ist mir leider nicht zugänglich.

² A. a. O. Taf. gegenüber S. 349.

³ A. a. O. 272 ff. Vgl. auch Martin a. a. O. 349 f.

Lage trockenen, sauberen Strohs ausgefüttert, die auch den Wall mit bedeckt. Über das Stroh wird eine Tonschicht ausgebreitet, die nirgends einen Riß besitzen darf. Über den Lehm am Wall wird nun Kalk gehäuft, um den Lehm vor Schaden durch Eintreiben von Vieh zu bewahren. Der Boden des Bassins wird nun sorgfältig mit einer dünnen Lage feiner Feuersteinsplitter bedeckt (vgl. Abb. 29). Wenn das Ganze fertiggestellt ist, wird etwas Wasser in den Pond gegossen, und dann beginnt dieser sich automatisch zu füllen und enthält immer Wasser, solange die Tonschicht nicht schadhaft geworden ist. Deshalb achtet man sorgfältig darauf, daß schwerere Tiere nicht in den Pond hineingehen. Schafe richten keinen Schaden an, und für diese werden die Ponds auch gebaut. Gelegentlich wird an Stelle von Stroh Korbweide benutzt, und manchmal werden neue Lagen von Stroh und Lehm über die erste gelegt. Es gibt auch Variationen in der Anordnung der einzelnen Schichten. Stroh kann gelegent-

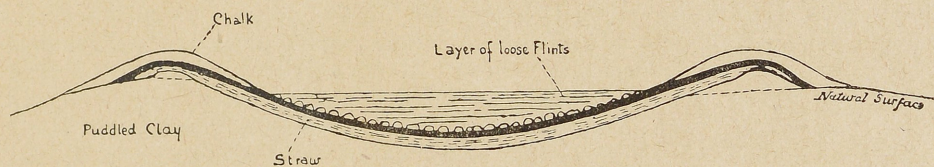


Abb. 29. Querschnitt durch einen dewpond (nach H. Allcroft).

lich über dem Lehm liegen, um diesen vor den Hufen der Tiere zu schützen. Auch wird der Ton hin und wieder mit Stroh gemischt¹. In der Hauptsache aber läuft es immer wieder darauf hinaus, eine Lage elastischen Tons herzustellen und durch irgendein Mittel seine Elastizität zu erhalten. Martin hat selbst Versuchsponds gebaut und erklärt, daß das Stroh schon nach einem Jahr sich in eine schwarze, torfige Masse zu verwandeln begonnen hätte². Im wesentlichen wird das Wasser in den Ponds wohl durch Regen verursacht, Feuchtigkeitsniederschläge aus Wolken und Nebel mögen dafür verantwortlich sein, daß das Wasser auch in trockenen Zeiten lange nicht versiegt³.

Ist so der rein profane Charakter der dewponds ohne weiteres deutlich, so gibt es doch verwandte Erscheinungen, die in den Bereich des Kultischen weisen. Schon die geheimnisvolle Art, wie das Wasser in die dewponds kam, mußte ja auf übersinnliche Vorgänge schließen lassen. In die Übersichtstafel über die Formen der englischen Rundhügel (vgl. Abb. 18) hat Grinsell⁴ auch die sog. pond-barrows aufgenommen, kleine dewponds, die zwar nur selten vorkommen, aber immer mit Grabhügeln vergesellschaftet sind, so in der Wilsford-Grabhügelgruppe südlich von Stonehenge oder in den Grabhügeln von Winterborne Cross-Roads (Wiltshire)⁵. G. M. Young⁶ hatte diese pond-barrows mit den griechischen βύρροι oder χύτραι verglichen und glaubt, daß sie für Libationen und Anrufungen der Geister der Unterwelt gedient hätten. Schließlich muß hier noch auf eine andere Art runder Erdgruben hingewiesen werden, die in England zur Erinnerung an wichtige Ereignisse für Volksschauspiele und als Versammlungsplätze gegraben wurden. Ich bilde hier den berühmten Gwennap-Pit bei Redruth ab⁷, der erst 1803 zur Erinnerung an die Predigt von John Wesley gegraben wurde und sicherlich eine alte Tra-

¹ Allcroft a. a. O. 275.

² A. a. O. 350.

³ Zu den physikalischen Fragen vgl. Martin a. a. O. 349 ff.

⁴ A. a. O. 25 f.

⁵ A. a. O. Fig. 4 u. Taf. 11.

⁶ Antiquity 8, 1934, 459 ff.

⁷ Nach Allcroft, The Circle and the Cross I (1927) Taf. 4 gegenüber S. 368.

dition fortführt (*Taf. 17, 2*). In Immermanns Münchhausen wird eine Erdgrube erwähnt am Platz eines Femgerichtes.

Es ist schon oft auf die besondere Verbindung zwischen dem Wasser und den Grabstätten hingewiesen worden. Die Megalithgräber liegen häufig in der Nähe eines Flusses, eines kleinen Sees oder Weiher¹. Für spätere Grabhügel hat Gutmann eine Reihe von Beispielen zusammengestellt².

Schließlich sei an die Heiligkeit des Wassers und der Brunnen im europäischen Volksglauben³, an Brunnenfeste u. dgl. erinnert. Aus den Brunnen oder Teichen kommen die Kinder. Auch um die Maare Lothringens schlingt sich ein reicher Kranz von Sagen⁴. Über einem Maar bei Koosbuisch wurde abends ein Irrlicht gesehen, und aus dem gleichen Maar, heißt es, stammen die Kinder⁵.

Das Wasser stellt nicht nur eine Verbindung zu der Erde (der Erdmutter) und deren Kräften dar, sondern auch zu den Menschen, lebenden oder toten, deren Lebenskraft in das Wasser einzieht und in diesem symbolhaftes Gleichnis findet. Völkerkundliche Beispiele lehren das mit der nötigen Deutlichkeit. Bei verschiedenen Stämmen in Assam ist es üblich, daß Eheleute sog. Verdienstfeste geben und dafür einen oder mehrere Menhire errichten dürfen. Die Kraft der getöteten Tiere geht in den Menhir und teilt sich auf dem Wege sympathischer Magie der Umwelt, eben den Menschen, Tieren und Pflanzen mit. Beim letzten und höchsten Verdienstfest aber dürfen die Festgeber ein Wasserbecken, einen künstlichen Teich graben. Bei anderen Stämmen wird die Asche des Verstorbenen in solchen Teichen beigesetzt⁶.

Mit diesen Hinweisen sind nur einige Andeutungen zu der Frage des kultischen Gehaltes der Suhlen, Maare, dewponds gegeben, die neben der praktischen Bedeutung dieser Anlagen in einzelnen Fällen immer wieder in Betracht gezogen werden müssen. Unsere Ausgrabung konnte den Streitfragen, die sich an diese eigenartigen Erdlöcher knüpfen, das, soweit ich sehe, bisher ergiebigste Material zuführen.

¹ Vgl. E. Sprockhoff, die nordische Megalithkultur (1938) 48.

² Beiträge zur naturkundlichen Forschung in Südwestdeutschland 1, 1936, 268.

³ Vgl. etwa F. Adama van Scheltema in Handbuch der Symbolforschung I (1941) 97 ff.

⁴ Vgl. H. Lerond, Lothringische Sammelmappe (1892) 49 ff.

⁵ Steinhausen a. a. O. 266 Anm. 426.

⁶ Vgl. dazu die S. 122 Anm. 2. aufgeführten Arbeiten von Hutton und v. Heine-Geldern passim.